

DER FELS

Benedikt XVI.:

Gott lasse sein Angesicht leuchten

3

Pastoralreferent Alfons Zimmer:

Nicäa stärkt den apostolischen Glauben

10

Tobias Lehner:

Verfolgt und Vergessen?

20

Katholisches Wort in die Zeit

56. Jahr Januar 2025



INHALT

Benedikt XVI.: Gott lasse sein Angesicht leuchten3
Pastoralreferent Alfons Zimmer: Alle hoffen6
Diakon Raymund Fobes: Die Gemeinschaft des heiligen Philipp Neri in Ingolstadt8
Pastoralreferent Alfons Zimmer: Nicäa stärkt den apostolischen Glauben10
Dr. Peter Christoph Düren: Der Synodale Weg steht im Widerspruch zum Zweiten Vatikanischen Konzil (Teil 2)12
Tobias Lehner: Verfolgt und Vergessen?20
Ursula Zöller: Reformer und Wegbereiter in der Kirche: Antonio Carlos Tavares de Mello24
Klemens Hogen-Ostlender: Unsere Liebe Frau von Dachau25
Gerhard Stumpf: Sprache und Kultur26
Auf dem Prüfstand28
Buchempfehlung30
Veranstaltung31

Impressum „Der Fels“ Januar 2025 Seite 31
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Taufe Jesu

Triest, Kirche der Dreifaltigkeit und
des Hl. Spyridon; Foto: privat

Foto- und Quellennachweise: Seite 29

Liebe Leser,

wen interessiert es nicht, was 2025 auf uns zukommt? Ich meine damit, was Gott schickt oder zulässt und uns damit sagen will. Das ist beruhigend für den, der an ihn glaubt. Denn er weiß, dass dieser der die Menschen liebende Gott ist, den wir im Credo als „allmächtig“ bekennen. Das relativiert unsere Ängste vor Krankheit, Einsamkeit, Krieg und Lebensende in der Gewissheit seiner Aussage, „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“. Dieser Gott kann mit seinem Namen (am Fest „Jesu Namen“ am 3. Januar) angerufen werden. Er ist Mensch geworden und hat sich durch seine Taufe mit uns solidarisiert. Er kann denen, die ihn anrufen, helfen. Das bestätigen vor allem verfolgte Christen, z.B. jene, die in Nordkorea, China oder sonstwo eine Hölle erleben. Sie übersteigt menschliche Kräfte. Die Initiative „Open Doors“, welche den Verfolgungsindex der Christen weltweit herausgibt, berichtet, dass Verfolgte als erstes um ein Gebet bitten. Wir wissen damit, welche Kraft vom Gebet ausgeht. Es geschehen Wunder!
Hat man doch schon in der Verfolgungszeit der ersten drei Jahrhunderte im römischen Reich davon gesprochen, dass auf einen Verfolgten bis zu hundert neue Anhänger für Christus gewonnen werden als Frucht dieser Verfolgung. Wir können hoffen, dass in Nordkorea, China und in anderen Ländern mehr Menschen Christus entdecken. Sicherlich ist in diesen Ländern die Zahl der Christen sehr viel höher, als in Erhebungen und Statistiken zum Ausdruck kommt.

Das lässt erhoffen, dass nicht nur diese, sondern auch jene, die vom erwarteten Paradies durch künstliche Intelligenz (KI) und den Fortschritt der Technik (Roboter) enttäuscht sind, ernüchert zum Nachdenken kommen. Denn KI und Roboter ersetzen Liebe und Zuwendung nicht. Aber Enttäuschung kann auch das Ende der (Selbst)Täuschung herbeiführen, wie ein deutscher Bischof festgestellt hat. Das könnte für uns heilsam sein, wenn die Getäuschten die menschliche Größe haben und bekennen, wenn sie sich getäuscht haben. Das Heer der Enttäuschten nimmt zu.

Gott zwingt uns die Erkenntnis, dass der Mensch sich nicht selbst erlösen kann, nicht auf. Er bleibt ein Gott der Freiheit und zugleich der Liebe. Er, der sogar seinen Verräter Judas mit „mein Freund, mit einem Kusse verrätst du den Menschensohn“, angesprochen hat, ist derselbe, der ihn nicht gehindert hat, seinem Leben ein Ende zu setzen.

Am Beginn des neuen Jahres 2025 können wir die hilfreich ausgestreckte Hand Jesu ergreifen und unserem Leben eine Wende geben.

Mit den besten Wünschen
für ein gesegnetes Jahr 2025



Ihr Hubert Gindert
und das Redaktionsteam



Benedikt XVI.:

Gott lasse sein Angesicht leuchten

Liebe Brüder und Schwestern!

»Gott segne uns, er lasse sein Angesicht über uns leuchten.« So haben wir mit den Worten von Psalm 67 gerufen, nachdem wir in der ersten Lesung den alten Priestersegen über das Bundesvolk gehört haben. Es ist besonders bedeutsam, dass Gott zu Beginn jedes neuen Jahres auf uns, sein Volk, den leuchtenden Glanz seines heiligen Namens legt, dieses Namens, der in der feierlichen Formel des biblischen Segens dreimal ausgesprochen wird. Und nicht weniger bedeutsam ist, dass dem Wort Gottes – das »Fleisch geworden« ist und »unter uns gewohnt« hat, als »Licht, das jeden Menschen erleuchtet« (Joh 1,9.14) – acht Tage nach seiner Geburt der Name Jesus gegeben wird, wie uns das heutige Evangelium berichtet (vgl. Lk 2,21).

Obwohl die Welt leider noch durch »Spannungen und Konfliktherde, deren Ursache in der zunehmenden Ungleichheit zwischen Reichen und Armen wie in der Dominanz

einer egoistischen und individualistischen Mentalität liegt, die sich auch in einem unregelmäßigen Finanzkapitalismus ausdrückt«, gekennzeichnet und außerdem durch verschiedene Formen von Terrorismus und Kriminalität bedroht ist, bin ich überzeugt, dass »die vielfältigen Werke des Friedens, an denen die Welt reich ist, die angeborene Berufung der Menschheit zum Frieden« beweisen. »Jedem Menschen ist der Wunsch nach Frieden wesenseigen und deckt sich in gewisser Weise mit dem Wunsch nach einem erfüllten, glücklichen und gut verwirklichten Leben. Mit anderen Worten, der Wunsch nach Frieden entspricht einem grundlegenden moralischen Prinzip, d. h. dem Recht auf eine ganzheitliche, soziale, gemeinschaftliche Entwicklung mit den dazu gehörenden Pflichten, und das ist Teil des Planes Gottes für den Menschen. Der Mensch ist geschaffen für den Frieden, der ein Geschenk Gottes ist. All das hat mich angeregt, für diese Botschaft von den Worten Jesu Christi auszugehen: Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Söh-

ne Gottes genannt werden (Mt 5,9)« (Botschaft zum Weltfriedenstag, 1). Diese Seligpreisung »besagt, dass der Friede messianisches Geschenk und zugleich Ergebnis menschlichen Bemühens ist ... Er ist innerer Friede mit sich selbst, er ist äußerer Friede mit dem Nächsten und mit der gesamten Schöpfung« (ebd., 2 und 3). Ja, der Friede ist das Gute schlechthin, das als Geschenk Gottes erlebt und zugleich mit aller Anstrengung aufgebaut werden muss.

Wir können uns fragen: Was ist das Fundament, der Ursprung, die Wurzel dieses Friedens? Wie können wir in uns den Frieden verspüren trotz der Probleme, der Dunkelheiten, der Ängste? Die Antwort wird uns von den Lesungen der heutigen Liturgie gegeben. Die biblischen Texte, vor allem der eben vorgetragene Abschnitt aus dem Lukasevangelium, schlagen uns vor, den inneren Frieden Marias, der Mutter Jesu, zu betrachten. Für sie ereignet sich in den Tagen, in denen sie »ihren Sohn, den Erstgeborenen« (Lk 2,7) gebä-



Das Mosaik der Theotokos in der Apsis der Hagia Sophia zeigt die Jungfrau Maria mit dem Christuskind und betont ihren Titel als „Gottesgebälerin“. Dieser Ehrentitel, der auf dem Konzil von Ephesus 431 offiziell anerkannt wurde, unterstreicht Marias Rolle als Mutter Christi, der sowohl wahrer Gott als auch wahrer Mensch ist.

gegeben. Und das kennzeichnet ein für allemal auch die Identität Marias: Sie ist »die Mutter Jesu«, das heißt die Mutter des Retters, des Christus, des Herrn. Jesus ist nicht ein Mensch wie jeder andere, sondern er ist das Wort Gottes, eine der göttlichen Personen, der Sohn Gottes: Darum hat die Kirche Maria den Titel Theotokos, »Mutter Gottes« verliehen.

Die erste Lesung erinnert uns daran, dass der Friede – gemäß dem Text aus dem Buch Numeri, das die von den Priestern des Volkes Israel in den liturgischen Versammlungen angewendete Segensformel überliefert – ein Geschenk Gottes und an das Leuchten von Gottes Angesicht gebunden ist. Ein Segen, der dreimal den heiligen Namen Gottes, den unaussprechlichen Namen wiederholt und ihn jedesmal mit zwei Verben verbindet, die eine Handlung zugunsten des Menschen bezeichnen: »Der Herr segne dich und behüte dich. Der Herr lasse sein Angesicht über dich leuchten und sei dir gnädig. Der Herr wende sein Angesicht dir zu und schenke dir Heil« (6,24-26). Der Friede ist also der Höhepunkt dieser sechs Handlungen Gottes zu unseren Gunsten, in denen er uns das Leuchten seines Angesichtes zuwendet.

Für die Heilige Schrift ist das Schauen von Gottes Angesicht das höchste Glück: »Wenn du ihn anblickst, schenkst du ihm große Freude«, sagt der Psalmist (Ps 21,7). Aus der Betrachtung von Gottes Angesicht gehen Freude, Sicherheit und Friede hervor. Aber was bedeutet im Verständnis des Neuen Testaments

ren sollte, viel Unvorhergesehenes: nicht allein die Geburt des Sohnes, sondern zuvor die anstrengende Reise von Nazareth nach Bethlehem, die Unmöglichkeit, einen Platz in der Herberge zu finden, die Suche nach einer Notunterkunft in der Nacht; und dann der Gesang der Engel, der unerwartete Besuch der Hirten. Bei alldem verliert Maria jedoch nicht die Fassung, sie gerät nicht in Aufregung und wird durch Tatsachen, die sie übersteigen, nicht erschüttert. Schweigend betrachtet sie einfach, was geschieht, bewahrt es in ihrem Gedächtnis und in ihrem Herzen, indem sie ruhig und gelassen darüber nachdenkt. Das ist der innere Friede, den wir haben möchten inmitten der manchmal stürmischen und wirren

Ereignisse der Geschichte, deren Sinn wir häufig nicht erfassen und die uns erschüttern.

Der Evangelienabschnitt endet mit einer kurzen Erwähnung der Beschneidung Jesu. Nach dem mosaischen Gesetz musste ein Knabe am achten Tag nach seiner Geburt beschnitten werden, und in diesem Moment wurde ihm der Name gegeben. Gott selber hatte durch seinen Boten zu Maria – und auch zu Joseph – gesagt, dass der Name für den Knaben »Jesus« sei (vgl. Mt 1,21; Lk 1,31); und so geschah es. Jener Name, den Gott schon bestimmt hatte, noch bevor der Knabe empfangen wurde, wird ihm jetzt im Moment der Beschneidung offiziell

Der wahre Friede gründet auf Christus, der als „Fürst des Friedens“ (Jesaja 9,5) Versöhnung zwischen Gott und den Menschen schafft. Durch sein Kreuz und seine Auferstehung wird die Grundlage für inneren Frieden, soziale Gerechtigkeit und die Einheit der gesamten Schöpfung gelegt.

konkret, das Angesicht des Herrn zu schauen? Es bedeutet, ihn durch Jesus Christus, in dem er sich offenbart hat, unmittelbar zu erkennen, so weit das in diesem Leben möglich ist. Sich des Glanzes von Gottes Angesicht zu erfreuen bedeutet, in das Geheimnis seines Namens einzudringen, der uns durch Jesus offenbart wurde, etwas von seinem Leben und seinem Willen zu verstehen, damit wir gemäß seinem Plan der Liebe für die Menschheit leben können. Das sagt der Apostel Paulus in der zweiten Lesung aus dem Brief an die Galater (vgl. 4,4-7), wenn er von dem Geist spricht, der im Innern unserer Herzen »Abba! Vater!« ruft. Es ist der Ruf, der aus der Schau des wahren Angesichtes Gottes, aus der Offenbarung des Geheimnisses des Namens hervorgeht. Jesus sagt: »Ich habe deinen Namen den Menschen offenbart« (Joh 17,6). Der menschengewordene Sohn Gottes hat uns den Vater erkennen lassen, hat uns in seinem sichtbaren menschlichen Angesicht das unsichtbare Angesicht des Vaters wahrnehmen lassen; durch das Geschenk des Heiligen Geistes, der in unsere Herzen ausgegossen wurde, hat er uns erkennen lassen, dass in ihm auch wir Kinder Gottes sind, wie der heilige Paulus in dem Abschnitt betont, den wir gehört haben: »Weil ihr aber Söhne seid, sandte Gott den Geist seines Sohnes in unser Herz, den Geist, der ruft: Abba, Vater!« (Gal 4,6).

Das ist, liebe Brüder und Schwestern, das Fundament unseres Friedens: die Gewißheit, in Jesus Christus den Glanz des Angesichtes Gottes des Vaters zu schauen, im Sohn Kin-



der Gottes zu sein und so auf dem Lebensweg dieselbe Sicherheit zu besitzen, die das Kind in den Armen eines guten, allmächtigen Vaters empfindet. Das Leuchten des Angesichts des Herrn über uns, das uns Frieden schenkt, ist der Ausdruck seiner Vaterschaft; der Herr wendet uns sein Angesicht zu, er erweist sich als Vater und schenkt uns Frieden. Darin liegt der Ursprung jenes tiefen Friedens – »des Friedens mit Gott« –, der untrennbar mit dem Glauben und mit der Gnade verbunden ist, wie der heilige Paulus an die Christen Roms schreibt (vgl. Röm 5,2). Nichts kann den Christen diesen Frieden nehmen, nicht einmal die Schwierigkeiten und die Leiden des Lebens. Die Leiden, Prüfungen und Dunkelheiten zerstö-

ren nämlich unsere Hoffnung nicht, sondern sie stärken eine Hoffnung, die nicht zugrunde gehen läßt, denn »die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist« (Röm 5,5).

Die Jungfrau Maria, die wir heute unter dem Titel der Mutter Gottes verehren, helfe uns, das Angesicht Jesu, des Friedensfürsten, zu betrachten. Sie unterstütze und begleite uns in diesem neuen Jahr; sie erwirke uns und der ganzen Welt das Geschenk des Friedens. Amen!

© Copyright 2013 - LEV
Heilige Messe am Hochfest
der Gottesmutter Maria 46. Welt-
friedenstag am 1. Januar 2013

Alfons Zimmer:

Alle hoffen

Das Jubeljahr in Rom – ein weltweites Zeichen der Hoffnung hat begonnen

Mit Öffnung der Heiligen Pforte am Petersdom startete das Heilige Jahr. Es folgte die Öffnung der anderen Papstbasiliken-Pforten und besondere Rituale in den Bischofskirchen der ganzen Welt am 29. Dezember. Unter dem Motto „Pilger der Hoffnung“ machen sich Gläubige auf den Weg nach Rom oder feiern das Jubeljahr in ihren Ortskirchen.

Alle hoffen. Hoffnung ist eine göttliche, eine von Gott eingegossene Tugend. In Heiliger Schrift sind Glaube und Hoffnung oft austauschbar. Die Hoffnung lässt nicht zugrunde gehen (Röm 5,5), ruft Paulus den Römern zu, ebenso der Papst in der Verkündigungsbulle den Gläubigen der Weltkirche.

Kann man Hoffnung malen? Selbstverständlich, sagt Pieter Bruegel d. Ä. (+ 1569) vor fast 500 Jahren. Er malt die Spes, die personifizierte Hoffnung. In schwerem Sturm steht sie auf festem Anker. Rundherum Schiffbrüchige, die auf Rettung hoffen. Eine Schwangere ist guter Hoffnung. Bauern am Ufer

säen und ackern und hoffen auf gute Ernte, Angler auf Fischfang, Gefangene im Kerker auf Freikauf. Inmitten weiterer Hoffnungsszenen steht Bruegels Spes unerschütterlich auf dem Anker. Das biblische Wort vom „sicheren und festen Anker“ (Hebr. 6, 18-20) greift der Papst in seiner Bulle auf und will das Vertrauen der Christen auf Jesus in den unruhigen Gewässern des Lebens stärken.

Leitbild des Heiligen Jahres wird jedoch nicht der Anker, sondern die Pilgerschaft. Pilgerinnen, Pilger der Hoffnung sind wir. Pilger haben ein Ziel. Und Pilger brauchen Begleitung. Das Motiv des pilgernden Gottesvolkes vom Vatikanum II. kommt in den Sinn. Papst Franziskus setzt ganz persönliche Impulse für das Jahr.

Wichtig ist ihm in Tagen des Krieges die Bitte um Frieden, weiterhin der Mut, dennoch Kinder in diese Welt zu setzen, das Mühen um Eingliederung von Strafgefangenen, der Besuch der Kranken, die Dankbarkeit gegenüber den Alten, die Nähe zu den Jungen, die Gastfreundschaft gegenüber Migrantinnen und die Entschuldigung der armen Länder.

Besonders beachtet möchte er wissen das 1700-Jahr-Gedenken des ersten Ökumenischen Konzils von Nizäa mit seiner Unterstreichung der Wesensgleichheit Christi mit dem Vater. Er wünscht Fortschritte auf dem Weg zu einem gemeinsamen Osterdatum. Auch das ökumenische Märtyrer-Gedenken hebt er hervor, die „Ökumene des Blutes“.

Der Ablass ist nicht abgeschafft, ganz im Gegenteil und trotz unnötigen öffentlichen Seufzers von einem Leiter eines Ressorts Kirchenentwicklung. Die Notwendigkeit des

Pilgerfigur „Heiliger Jakobus“ (2005 von Valentin Dietzen+) in Prüm/Eifel nahe der St. Salvator Basilika



Gebetes für die Verstorbenen wird betont. Und dass der Jubiläumsablass kraft Gebetes besonders für die bestimmt ist, die uns vorausgegangen sind. Christus selber ist „unser Ablass“, zitiert er den heiligen Papst Paul VI. Ökumenisch, das wird nicht eigens angesprochen, ist das Thema hierzulande weiterhin heikel. Protestanten gedenken ihrer Toten. Sie beten nicht für sie. Mit dem Tod ist für sie die Frage des Heils oder Nicht-Heils endgültig entschieden. Beten hilft nicht mehr. Die Verdienstlichkeit des Gebetes, gar die Verdienste der Heiligen, den Prozess einer jenseitigen Läuterung und Eucharistiefiern

der im deutschen Katholizismus üblichen Praxis verstanden werden. Das Deutsche Liturgische Institut investiert seit Jahrzehnten stark in Bußandachten und Bußgottesdienste in den geprägten Zeiten, samt der passenden Buß- und Gebetszettel. Wünschenswert wäre gleiches Engagement bei der Werbung für das Bußsakrament. Der langjährige Leiter des Liturgischen Institutes Dr. Eduard Nagel bekennt in seinem biographischen Büchlein „Ich bleibe. Weil die Kirche auch meine Kirche ist“ (2023) seine ganz persönlichen Probleme mit dem „entwürdigenden Bekenntnis“, dem Beichten einzel-

In der Verkündigungsbulle „Spes non confundit“, „die Hoffnung lässt nicht zugrunde gehen“ (Röm 5,5) schreibt Papst Franziskus u.a.: „Diese Märtyrer, die verschiedenen christlichen Traditionen angehören, sind auch Samen der Einheit, weil sie die Ökumene des Blutes verkörpern. Daher ist es mein sehnlicher Wunsch, dass es in diesem Heiligen Jahr auch eine ökumenische Feier geben wird, so dass der Reichtum des Zeugnisses dieser Märtyrer deutlich wird (Nr.21).

Die sakramentale Vergebung ist nicht nur eine schöne geistliche Chance, sondern ein entscheidender, wesentlicher und unverzichtbarer Schritt für den Glaubensweg eines jeden Menschen. Dort erlauben wir dem Herrn, unsere Sünden zu vernichten, unsere Herzen zu erneuern, uns wieder aufzurichten und uns zu umarmen, und uns sein zärtliches und barmherziges Gesicht zu zeigen. Es gibt in der Tat keinen besseren Weg, Gott kennenzulernen, als sich von ihm verzeihen zu lassen (vgl. 2 Kor 5,20) und seine Vergebung zu erfahren. Verzichten wir also nicht auf die Beichte, sondern entdecken wir wieder neu die Schönheit des Sakramentes der Heilung und der Freude, die Schönheit der Vergebung der Sünden! (Nr. 23)

»Hoffe auf den Herrn, sei stark und fest sei dein Herz! Und hoffe auf den Herrn!« (Ps 27,14) Möge die Kraft der Hoffnung unsere Gegenwart erfüllen, während wir zusehends auf die Wiederkunft unseres Herrn Jesus Christus warten, dem jetzt und in aller Zukunft Lob und Herrlichkeit gebührt“.



Pieter Bruegel d. Ä., *Die Hoffnung* (aus seiner Serie über die Tugenden)

für die Toten halten sie für häretisch, auch wenn sie das aus Höflichkeit nur im innerevangelischen Rahmen so hart äußern. Wenn Katholiken aus gutem Grund nicht darauf verzichten, dann muss das Thema katechetisch fundiert erläutert werden.

Besonderen Akzent legt Papst Franziskus auf die Missionare der Barmherzigkeit, ausgesandte Beichtväter, und auf das Sakrament der Buße insgesamt. Er schreibt: „Die sakramentale Vergebung ist ein entscheidender, wesentlicher und unverzichtbarer (!) Schritt für den Glaubensweg.“ Sein Appell, nicht auf die Beichte zu verzichten, kann durchaus als Korrektur, zumindest Ergänzung

ner Sünden. Die überzogene Beichtpraxis seiner Kindheit hält her und weitere Missstände der traditionellen Beichtpraxis. Erfreulich dagegen, wie offensiv Papst Franziskus von der „Schönheit des Sakramentes der Heilung“ spricht.

Das Heilige Jahr bietet viele Anregungen für uns Pilgerinnen und Pilger der Hoffnung. Jeder kann einen Anstoß finden, den er in einen konkreten Schritt umsetzen kann. Pilgern ist mühsam, wie man am Jakobspilger vor der Prümer Salvatorbasilika sieht. Berge, Täler, Schnee, Wind und Wetter halten ihn nicht ab. Die Hoffnung auf das Ziel gibt ihm Mut und Geduld für den Weg. ■

Die Gemeinschaft des heiligen Philipp Neri in Ingolstadt

Sie wohnen inmitten der Stadt Ingolstadt, im ehemaligen Canisiusconvikt, gegenüber vom Liebfrauenmünster; die Mitglieder des Vor-Oratoriums des heiligen Philipp Neri. Zu viert sind sie, drei Priester und ein angehender im Pastoraljahr, Außerdem gehört als Gast ein weiterer Priester dazu, der sich näher für die Gemeinschaft interessiert. Sie sind alle sehr unterschiedliche Persönlichkeiten, doch alle möchten sie Christus, den Glauben an Gott unter die Menschen bringen, und das konkret in Ingolstadt, an dem Ort, wo jetzt die Vororatorianer wohnen, seinerzeit die Jesuiten lebten und im Zeitalter nach der Reformation, der katholischen Reform, die Kirche erneuerten.

Treibende Kraft für die Entstehung des Vor-Oratoriums war P. Dr. Lorenz Gadiant. Der gebürtige Schweizer aus Luzern, Jahrgang 1959, hatte die Idee seit 1995, ein Oratorium aufzubauen, zunächst in der Schweiz, später in München. Aber irgendwie passte es nicht so ganz. Dann kam er im Jahr 2002 nach Eichstätt, als Spiritual im Priesterseminar. Im Jahr 2009 wurde er Seelsorger im Klinikum Ingolstadt, und hier, in der Donaustadt, fand er dann Gleichgesinnte. Im Januar 2015 nahm das Vororatorium seinen Anfang. Zuerst hatten sie eine Wohnung in der Pfarrei St. Josef im Norden der Stadt, dann fand 2021 der Umzug in die Ingolstädter Innenstadt statt. Damals lebten mit P. Lorenz zwei weitere Priester im Oratorium: P. Hubert Gerauer und P. Ralph Heiligtage. Beide hatten in Eichstätt studiert und waren dort auch im Priesterseminar. Die Priesterweihe empfangen sie von Bischof Gregor Maria Hanke.

Der Bischof ist auch für die Vororatorianer weisungsberechtigt, zum

Beispiel in der Frage, welche Aufgaben sie in der Seelsorge im Bistum übernehmen. Eine größere Autonomie wird möglich, wenn das Vororatorium in den Status eines „Oratoriums“ gelangt. Und hier ist man, wie P. Hubert Gerauer sagt, auf einem guten Weg.

P. Hubert, geboren 1981, stammt aus der ländlichen Umgebung von Landshut. Er studierte nach dem Abitur Betriebswirtschaftslehre, arbeitete dann bei einer Firma, die Sondermüll entsorgte, doch ließ ihn der Wunsch Priester zu werden, den er bereits seit seiner beruflichen Tätigkeit mehr und mehr hegte, nicht mehr los. An seinem 31. Geburtstag kündigte er und meldete sich im Priesterseminar Eichstätt an. Fünf Jahre studierte er dort, und während dieser Zeit reifte seine zweite Berufung: das Priestertum zu leben im Vororatorium Ingolstadt – in Gemeinschaft. Für Hubert Gerauer ist das aber nicht nur eine Wohngemeinschaft, vielmehr eine Wohn- und Gebetsgemeinschaft. Da allerdings die Mitglieder verschiedenen apostolischen Aufgaben nachgehen, sind die gemeinsamen Gebetszeiten darauf ausgerichtet. Frühmorgens beten sie den „Angelus“, im Anschluss folgt eine halbe Stunde stilles Gebet, sodann die gemeinsame „Laudes“ und dann ein viertelstündliches Bibelgespräch über das Evangelium des Tages. Am Abend trifft sich dann die Gemeinschaft wieder zum stillen Gebet und abschließend zum kirchlichen Nachtgebet, der Komplet. Selbstverständlich wird auch vor den Mahlzeiten Gott in einem längeren Gebet gedankt, das an die Praxis erinnert, wie man sie von den Benediktinern kennt. Gekocht und hernach gespült wird gemeinsam, etwas, worauf auch P. Lorenz großen Wert legt. Man mag sich an den heiligen Bonaventura er-

innern, der gerade den Küchendienst im Kloster versah, als ihm die Insignien der Kardinalswürde überreicht werden sollten. Dieses einfache, doch auch herzliche brüderliche Leben ist eine Grundlage des (geistlichen) Miteinanders im Vororatorium. Was die Finanzierung der Gemeinschaft betrifft, ist sie davon getragen, dass die Mitglieder einen Teil ihres Gehaltes in einen gemeinsamen Topf legen. Die Brüder leben also nicht von der Gemeinschaft, sondern die Gemeinschaft von den Brüdern. Grundsätzlich soll aber die Gemeinschaft wie auch der einzelne keine Reichtümer anhäufen, sondern die Gelder apostolisch sinnvoll einsetzen. Der evangelische Rat Jesu der „Armut“, bedeutet für die Vororatorianer „einfach“ zu leben.

Neben P. Hubert Gerauer, der 2019 zum Priester geweiht wurde und heute unter anderem in der Seelsorge am Ingolstädter Klinikum tätig ist, lebt auch P. Ralph Heiligtage im Vororatorium. Er wurde 1974 in Bamberg geboren, studierte erst Rechts- und Wirtschaftswissenschaften und war auch als Opernsänger und Rundfunkmoderator tätig. Im Jahr 2001 war er in Ingolstadt bei einem Prayer-Festival der „Jugend 2000“ – eine wichtige Glaubenserfahrung für ihn. Er wollte bewusst seinen Weg mit Christus gehen. So machte auch er sich auf den Weg zum Priestertum als Oratorianer, fand im Ingolstädter Vor-Oratorium Heimat und wurde im Coronajahr 2020 zum Priester geweiht. P. Ralph ist heute City-Seelsorger in Ingolstadt, und ihn umtreibt schon seit langer Zeit die Frage, wie wir die Menschen wieder neu für Christus begeistern können. Denn er ist überzeugt, dass eine Suche nach Sinn und Glauben bei den Menschen wirklich vorhanden ist – und dass mit der Botschaft Jesu Christi und auch



Canisiuskonvikt in der Ingolstädter Innenstadt



v. li: P. Ralph Heiligtag, P. Dr. Lorenz Gadiant, Fr. Philipp Lürken, Pfarrer Werner Maria Heß und P. Hubert Gerauer

den Wegen, die die Katholische Kirche anbietet, diese Sehnsucht gestillt werden kann.

Gerade hier ist das Angebot der Vororatorianer groß, die intensiv in die Seelsorge in der Münsterpfarre eingebunden sind. Auch in der Franziskanerbasilika, deren Zukunft nach dem Weggang der Kapuziner ungewiss geworden war, sind sie tätig. P. Lorenz Gadiant ist hier der Stellvertretende Kirchenrektor.

Einige Traditionen der Kapuziner hat das Vor-Oratorium übernommen, etwa die Tiersegnung am Franziskusfest. Andere Angebote finden

hier ebenso statt, auch solche, die versuchen, Fernstehende näher zu Gott zu führen. Doch diese Angebote sind nicht auf die Franziskanerbasilika beschränkt. Auch die anderen Kirchen in der Innenstadt sind Orte dieser herzlichen und frohmachenden Seelsorge, für die das Vor-Oratorium steht, das allerdings auch ganz bewusst traditionelle Formen der katholischen Liturgie und Glaubenspraxis miteinbezieht.

In die seelsorgliche Arbeit ist mittlerweile auch Fr. Philipp Anselm Lürken eingebunden. Nach seinem Theologiestudium gehört er jetzt dem Pastoralkurs der Diözese Eich-



stätt an. Der gebürtige Dresdner entdeckte während seiner Studienzeit in Rom das Oratorium des heiligen Philipp Neri als seinen Berufungsweg und fand seine Heimat im Ingolstädter Voratorium. Ganz eifrig aktiv ist er wie seine Mitbrüder auch in den kurzen geistlichen Impulsen auf dem Facebook- und Instagram-Kanal des Voratoriums, wo kurz und prägnant Glaubensweisheiten für das Leben vermittelt werden. Immer wird hier wie auch im ganzen seelsorglichen Handeln des Voratoriums deutlich, dass der Glaube zwar keine bequeme Angelegenheit ist, er aber doch zu einem frohen und gelingenden Leben führt. Und dies wird vor allem dadurch spürbar, weil es von den Vor-Oratorianern nicht nur verkündet, sondern gelebt wird.

Als Gast gehört schließlich dem Voratorium Pfarrer Werner Maria Heß an, Regensburger Diözesanpriester und zurzeit Militärpfarrer im hohen Norden Deutschlands und gleichzeitig in der Geistlichen Leitung des katholischen TV-Senders „ktv.“. Er hat bei einer Studienwoche im August 2023 das Voratorium für sich als den Ort entdeckt, der „sein Platz“ ist. Von daher würde er sich freuen, bald in Ingolstadt oder in der Nähe als Priester zu wirken zu können.

Übrigens: Wer jetzt neugierig auf das Vor-Oratorium geworden ist, der findet im Internet viele Informationen: auf der Website www.oratorium-ingolstadt.de und auf den Social-Media-Kanälen bei Facebook und Instagram. Aber es gibt auch die Möglichkeit die Vor-Oratorianer bei Schnuppertagen kennenzulernen, vom 28. Februar bis 2. März 2025, Anmeldung über info@oratorium-ingolstadt.de oder über Social Media. ♦

Alfons Zimmer:

NICÄA STÄRKT DEN APOSTOLISCHEN GLAUBEN



Konzil von Nicäa, Deckengemälde von Josef Wannemacher in der Stiftsbibliothek St. Gallen, 1763. Links oben sind noch Kopf und Hände des Diakons Athanasius zu sehen. (Ausschnitt).

Einundzwanzig große Ökumenische Konzilien anerkennt die katholische Kirche. In den orthodoxen Kirchen haben Gültigkeit nur die ersten sieben von der Antike bis zum Frühmittelalter. Sie fanden auf dem Boden des römischen Ostreiches statt. Die Bedeutendsten sind ohne Zweifel die ersten vier, die von Nicäa (325), Konstantinopel (381), Ephesus (431) und Chalcedon (451). Es ging um das Ganze des christlichen Glaubens, um den Kern, um Person und Geheimnis Christi in seiner Beziehung zum Vater und zum Heiligen Geist. Papst Gregor der Große (+604) vergleicht die Konzilien mit den vier Evangelien.

2025 erinnern weltweit Christinnen und Christen an das erste Ökumenische Konzil, das vor 1700 Jahren im Jahr 325 in Nicäa stattgefunden hat, und an die von diesem Konzil angestoßene Formulierung des Großen Glaubensbekenntnisses. Das Jubiläum scheint erste Früchte zu tragen. Über

Jahre, ja Jahrzehnte, war vielerorts das Große Glaubensbekenntnis von Nicäa und Konstantinopel nicht mehr zu hören. Zwischen Predigt und wortreichen Fürbitten wollte man wohl das lange und begrifflich anspruchsvolle Bekenntnis dem Volk nicht mehr zumuten. In letzter Zeit wird es überraschender- und erfreulicherweise gelegentlich wieder gesprochen. In den orthodoxen Gottesdiensten kommt es immer vor, sogar im Fernsehgottesdienst. Dabei wedelt im byzantinischen Ritus der Priester mit dem Kelchtuch über den Gaben, das Wehen des Gottesgeistes anzeigend.

Die Orthodoxie kennt sogar ein eigenes Fest der heiligen Väter des Ersten Ökumenischen Konzils von Nicäa, immer am sechsten Sonntag nach dem orthodoxen Osterfest. Auch gibt es zahlreiche Ikonen mit Nicäa-Bezug. Sie zeigen etwa Kaiser Konstantin und Bischöfe der Synode, den Text des Glau-

bensbekenntnisses haltend, oder disputierende Konzilsväter sowie die Verurteilung des Häretikers Arius.

Der Glaube kommt nach Paulus vom Hören. Wenn aber zum Hören noch das Sehen hinzutritt und sogar das Feiern, dann rutschen Bekenntnis und Glaube tiefer ins Herz. Wo kann man denn im katholischen Kirchenjahr oder Kirchenbau etwas von Nicäa entdecken? Das Fest des heiligen Athanasius wird jährlich am 2. Mai gefeiert. Der Priester geht in der Messe meist kurz auf die wichtige Rolle des Diakons und späteren Bischofs beim Konzil von Nicäa ein. Eine Athanasius-Kapelle gibt es im Trierer Dom. Trier hatte die große



Die Ikone zeigt Kaiser Konstantin und die Väter des 1. Ökumenischen Konzils mit dem Text des Glaubensbekenntnisses von Nicäa

Ehre, den Bischof im Exil in den Jahren 336/337 und 343 aufzunehmen. Der fünfte Trierer Bischof Maximin war Arius-Gegner und Freund von Athanasius.

Im deutschen Sprachraum gibt es wohl nur einen Ort, wo die vier ersten Kirchenversammlungen bildnerisch in einem Ensemble versammelt sind, in der barocken Stiftsbibliothek des ehemaligen Benediktinerstiftes St. Gallen in der Schweiz. Seit 1983 hat es Weltkulturerbe-Rang. Der Büchersaal, 1758 bis 1767 erbaut, gilt als einer der schönsten Bibliotheksbauten der Welt. Nur mit großen Filzpantoffeln über den Straßenschuhen darf er betreten werden. Die vier das Blickfeld beherrschenden Konzils-Deckengemälde wurden geschaffen von Josef Wannemacher von der Schwäbischen Alb.

Im Nicäa-Bild ist vor barocker Architekturkulisse zentral unter einem Triumphbogen der Sommerresidenz Kaiser

Konstantins das Evangelienbuch aufgerichtet. Aufgeschlagen ist der Johannes-Prolog: Im Anfang war das Wort. In Nicäa ging es um die die göttliche Natur Christi und seine Wesensgleichheit mit dem Vater, wie sie in Spitzenaussagen des Neuen Testaments vorzufinden ist. Es wird hier keine neue Christologie erfunden, sondern in Abgrenzung von Beschreibungen Christi als geschaffenes Mittelwesen wird der biblische apostolische Glaube in scharfer, unzweideutiger Begrifflichkeit festgehalten. Jesus Christus ist Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, eines Wesens mit dem Vater.

Unter den Bischöfen ist links der Mitte in schwarzem Talar und mit Birett auch der beliebte Priester Arius zu erkennen, bewusst unschön dargestellt als Irrlehrer. Bischöfe streiten mit ihm über das Pergament mit dem Wort „anomoios“, „nicht wesensgleich“. Links von ihm ist im Abstand sein berühmtester Gegenspieler zu entdecken, der junge Diakon Athanasius. Von einem Botenengel geht ein Bannstrahl auf Arius nieder. Der Engel trägt die Lettern „omoousios“ „wesensgleich“. Ein Gnadenstrahl geht aus von der Geisttaube der Dreifaltigkeit hin zum Bischof Ossius von Córdoba. Inmitten der Mehrheit der ostkirchlichen Väter ist der lateinische Bischof als Papstvertreter unter einem Tiara-Baldachin dargestellt. Sein Pergament zeigt das Wort „consubstantialis“, auch „wesensgleich“. Damit wird der gemeinsame feste Glaube der Ostkirche und der Westkirche illustriert.

Kaiser Konstantin der Große sitzt samt Gefolge rechts auf den Stufen des Evangelienpodestes, abgesetzt vom vorderen Kreis der Konzilsväter. Er trägt Krone, Zepter und christliches Brustkreuz. Nach einem Konzilsbericht habe sein Thron nicht in den Reihen der Bischöfe gestanden. Seine Stellung ist eine teilnehmende, andererseits doch eine außenstehende. Es wird behauptet, es sei ihm nur um politische Reichseinheit gegangen. Richtig ist, dass das Konzil ohne seinen Schutz so nicht stattgefunden hätte. Zudem war es seine Absicht, mit der religiösen Reichseinheit auch die politische Einheit zu stärken.

Falsch ist die manchmal dahinterstehende Behauptung, er habe die Lehre verfälscht und das Dogma beeinflusst. Im Gegenteil, sagt der Wiener Dogmatiker Jan Heiner Tüch und deutet die Unverfügbarkeit und das Überraschende des Heiligen Geistes an. Durch Nicäa werde das theologiepolitische Interesse Konstantins subversiv unterlaufen: „Ein trinitarischer Gott im Himmel eignet sich nicht, autokratische Herrschaftsformen auf Erden zu rechtfertigen. Kaum zufällig waren die Reichstheologen des 4. Jahrhunderts, die in Kaiser Konstantin einen göttlich legitimierten Herrscher sahen, fast alle Arianer. Das orthodoxe Bekenntnis zum Konzil von Nicäa, das die Beziehung zwischen Vater und Sohn nicht als Unter-, sondern als Gleichordnung und Beziehung definiert, steht quer zu Denkmustern, welche die absolute Monopolstellung eines Herrschers mit der absoluten Monopolstellung Gottes rechtfertigen wollen.“ (Communio 7/8 2024, S. 393)

Laut Umfragen unter katholischen Kirchenmitgliedern schwindet das Bekenntnis zur wahren Gottheit Christi. In der Theologie sind neo-arianische Tendenzen nie verstummt. Darum sollte öfter das Große Glaubensbekenntnis gesungen oder gesprochen, nicht nur ein umschreibendes Glaubenslied gewählt werden. Ebenso zu wünschen ist ein jährlicher ökumenischer Gedenktag für Nicäa. ■

Der Synodale Weg steht im Widerspruch zum Zweiten Vatikanischen Konzil (Teil 2)

5. Hat sich das II. Vatikanische Konzil dem Zeitgeist angepasst?

Es stellt sich die Frage, ob das Zweite Vatikanische Konzil nicht dennoch letztlich dem Zeitgeist gefolgt ist. An dieser Stelle soll dieser Vorwurf in Bezug auf die umstrittenen Themen »Religionsfreiheit«, »Christentum und Islam« sowie »Liturgie« einmal näher betrachtet werden.

a) Religionsfreiheit

Blickt man auf die traditionelle Lehre der Kirche, wie sie beispielsweise der *sel. Pius IX. (pp. 1846-1878)* formuliert hat, so wird man auf die Frage nach der Erlaubtheit von »Religionsfreiheit« mit einem klaren »Nein!« antworten: „Von dieser absolut falschen Vorstellung über die Regierung des Staates, scheuen sie sich nicht, die irri- ge Meinung zu begünstigen, welche für die katholische Kirche und das Heil der Seelen im höchsten Grad zum Untergang führt, die bereits Unser unmittelbarer Vorgänger seligen Andenkens, Gregor XVI., als Wahnsinn bezeichnet hat, und zwar, die Gewissens- und Religionsfreiheit sei das eigene Recht eines jeden Menschen.“ Entsprechend enthält das von Pius IX. herausgegebene Verzeichnis der Irrtümer den verurteilten Satz: „Es steht jedem Menschen frei, jene Religion anzunehmen und zu bekennen, welche er, durch das Licht seiner Vernunft geführt, für wahr hält.“

Schaut man nun in die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils, so wird man dort Aussagen finden, die – auf den ersten Blick – das genaue Gegenteil lehren: »Religionsfreiheit? – Ja!« So heißt es in der Erklärung über die Religionsfreiheit: „Diese Freiheit besteht darin, dass alle Menschen frei sein müssen von jedem Zwang sowohl von seiten Einzelner wie ge-

sellschaftlicher Gruppen, wie jeglicher menschlichen Gewalt, so dass in religiösen Dingen niemand gezwungen wird, gegen sein Gewissen zu handeln, noch daran gehindert wird, privat und öffentlich, als einzelner oder in Verbindung mit anderen – innerhalb der gebührenden Grenzen – nach seinem Gewissen zu handeln“. Und weiter: „Hieraus folgt, dass es für die öffentliche Gewalt ein Unrecht wäre, den Bürgern durch Zwang oder Furcht oder auf andere Weise das Bekenntnis oder die Verwerfung irgendeiner Religion aufzuerlegen oder jemand daran zu hindern, sich einer religiösen Gemeinschaft anzuschließen oder sie zu verlassen.“

Wie lässt sich dieser scheinbare Widerspruch zwischen diesen beiden lehramtlichen Aussagen auflösen? Tatsächlich lassen sich nämlich beide Lehren miteinander vereinbaren, so dass man aus katholischer Sicht auf die Frage »Religionsfreiheit?« zur Antwort kommt: »Ja und Nein!«

Denn auf der einen Seite darf in moralischer Sicht niemand zur Annahme oder Praktizierung einer bestimmten Religion gezwungen werden. Daher hat jeder Mensch begründeterweise die bürgerliche Freiheit, diejenige Religion zu praktizieren, die er wählen möchte. Demnach ist die Wahl der Religion seine eigene Entscheidung, die ihm von niemand abgenommen oder erzwungen werden darf. In Fragen des Glaubens darf es keinen äußeren Zwang geben! Das ist aber nur die eine Seite der Medaille.

Denn es ist ethisch keinesfalls irrelevant, welchen Glauben man hat und welche Religion man praktiziert. In moralischer Sicht gibt es nämlich keinen legitimen Relativismus. Und das gilt nach wie vor. Denn auch gemäß dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist es objektiv moralisch falsch und daher ggf. sündhaft, nicht katholisch zu sein. Es gibt für den Menschen –

sowohl nach Lehre Pius IX. wie nach Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils – keine moralische Freiheit, eine dem Individuum gefällige Religion frei nach Gutdünken zu wählen. Das Konzil betont vielmehr den Wahrheitsanspruch des katholischen Glaubens und die moralische Verpflichtung jedes Menschen, sich dieser Wahrheit zu öffnen: „Diese einzige wahre Religion, so glauben wir, ist verwirklicht in der katholischen, apostolischen Kirche, die von Jesus dem Herrn den Auftrag erhalten hat, sie unter allen Menschen zu verbreiten.“ Und das hat dann auch eschatologische Konsequenzen: „Darum könnten jene Menschen nicht gerettet werden, die um die katholische Kirche und ihre von Gott durch Christus gestiftete Heilsnotwendigkeit wissen, in sie aber nicht eintreten oder in ihr nicht ausharren wollten“. Das Konzil versteht also unter »Religionsfreiheit« keineswegs eine moralisch indifferente oder für das ewige Heil irrelevante freie Wahlmöglichkeit.

Als Katholik müsste man daher zu der Überzeugung kommen: »Religionsfreiheit? Ja und Nein!« »Ja«, denn keiner darf zu einer bestimmten Religion gezwungen werden – insofern herrscht bürgerliche Freiheit. »Nein«, denn es ist objektiv falsch und gegebenenfalls heilsgefährdend, kein Katholik zu sein – so lehrt es jedenfalls das Zweite Vatikanische Konzil.

b) »Christentum und Islam«?

Einen Katholiken kann die Aussage in der Dogmatischen Konstitution über die Kirche schon etwas verwundern, wenn dort gesprochen wird über „die Muslim, die sich zum Glauben Abrahams bekennen und mit uns den einen Gott anbeten“. Aus katholischer Sicht spricht doch einiges dagegen, dass die Muslime tatsächlich „nobiscum Deum adorant unicum“. Hier wird man das Zweite Vatikanische Konzil in der Linie der kirchlichen Tradition in-

terpretieren müssen. Denn als Katholiken können wir eben nicht »gemeinsam« mit Muslimen beten; das wäre Synkretismus. Denn es ist ja nicht »der eine Gott«, der in den beiden Religionen angebetet wird, da der Islam den Glauben an die Heiligste Dreifaltigkeit explizit ablehnt. Als Katholiken glauben wir an Gott den Vater, Gott den Sohn und Gott den Heiligen Geist – an den einen Gott in drei Personen. Diese Vorstellung gilt im Islam als Gräuel. Und es wäre eine unrechtmäßige Vereinnahmung des Islam, würden wir als Christen den Muslimen unterstellen, sie würden mit uns (d.h. entweder gemeinsam mit uns oder ebenso wie wir) zum Dreifaltigen Gott beten. Insofern stimmt es theologisch nicht, dass die Muslime „mit uns den einen Gott anbeten“. Was man wohl aus religiöser Sicht lediglich sagen kann, ist, dass sowohl Christen wie Muslime an »einen« Gott glauben (Monotheismus). Insofern muss das „nobiscum Deum adorant unicum“ allerdings schon sehr stark interpretiert werden, um noch im Rahmen der katholischen Tradition zu bleiben. In dieser Linie steht auch die Kritik des Münchner Dogmatikers Leo Kardinal Scheffczyk: „Theologisch betrachtet, kann man vom Islam weder als von einer echten ‚Abrahamsreligion‘ sprechen, noch ihm den wahren Gottesglauben unterstellen. Der trinitarische Gottesglaube ist mit einem starren Monotheismus nicht vereinbar.“ Und interessanterweise hat sich das Konzil offensichtlich in dieser Frage selbst korrigiert. Während es in der am 21.11.1964 verabschiedeten Dogmatischen Konstitution »Lumen gentium« nämlich noch heißt: „nobiscum Deum adorant unicum“ – dass also die Muslim „mit uns den einen Gott anbeten“, heißt es in der ein knappes Jahr später am 28.10.1965 beschlossenen Erklärung »Nostra aetate« nur noch: „Muslimos ..., qui unicum Deum adorant“, „die Muslime, die den alleinigen Gott anbeten“. Das „nobiscum“ – „mit uns“ ist im späteren Dokument schlicht weggefallen.

c) Neues Liturgieverständnis durch das Konzil?

Hat das Zweite Vatikanische Konzil das *Messopfer* abgeschafft und daraus eine bloße Gemeindeversammlung gemacht? So lautet nicht nur der Vorwurf der konservativen Konzilskritiker auf der einen Seite, sondern auch die Behauptung progressiver Ka-



„Diese einzige wahre Religion, so glauben wir, ist verwirklicht in der katholischen, apostolischen Kirche, die von Jesus dem Herrn den Auftrag erhalten hat, sie unter allen Menschen zu verbreiten.“

tholiken auf der anderen Seite. Schaut man auf den Wortlaut des Konzils, so wird man dem jedoch nicht zustimmen können: „Unser Erlöser hat beim Letzten Abendmahl in der Nacht, da er überliefert wurde, das eucharistische Opfer seines Leibes und Blutes eingesetzt, um dadurch das Opfer des Kreuzes durch die Zeiten hindurch bis zu seiner Wiederkunft fort dauern zu lassen.“ Und an anderer Stelle: „Sooft das Kreuzesopfer, in dem Christus, unser Osterlamm, dahingegeben wurde ..., auf dem Altar gefeiert wird, vollzieht sich das Werk unserer Erlösung.“ Dem Wortlaut der Texte des Konzils zufolge hat sich die Lehre über das Messopfer also nicht verändert. Die hl. Messe ist nach katholischer Lehre nach wie vor

die unblutige Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers Christi.

Wurde denn das *kultische Priestertum* abgeschafft, so dass die »Pastoren« nur noch Verkündiger des Wortes Gottes sind? Auch dafür findet man in den Konzilstexten keinen Anhaltspunkt, im Gegenteil: „Im Mysterium des eucharistischen Opfers, dessen Darbringung die vornehmliche Aufgabe des Priesters ist, wird beständig das Werk unserer Erlösung vollzogen; darum wird seine tägliche Feier dringend empfohlen; sie ist auch dann, wenn keine Gläubigen dabei sein können, ein Akt Christi und der Kirche“. Die Hauptaufgabe des Priesters ist – auch nach dem Konzil – die Darbringung des heiligen Messopfers: „Am



„Als Katholiken glauben wir an Gott den Vater, Gott den Sohn und Gott den Heiligen Geist – an den einen Gott in drei Personen.“

meisten üben sie ihr heiliges Amt in der eucharistischen Feier ... aus, wobei sie in der Person Christi handeln und ... das Opfer Christi ... im Meßopfer bis zur Wiederkunft des Herrn ... vergegenwärtigen und zuwenden.“ Indem der Priester die hl. Messe feiert, macht er das Kreuzesopfer Christi gegenwärtig – und es obliegt ihm, dem Konzil zufolge, die Messopferfrüchte den Lebenden und Verstorbenen zuzuwenden.

Hat denn das Konzil nicht diese »Opfertheologie« optisch unsichtbar gemacht, indem es die *Zelebrationsrichtung* nach Osten abgeschafft und in den Kirchen sogenannte »Volksaltäre« eingeführt hat? Auch dies ist nicht durch die Konzilstexte gedeckt.

Das Konzil sagt rein gar nichts über Zelebrationsrichtung oder Volksaltäre. Eingeführt wurde die Zelebration hin zum Volk durch eine außerkonziliare Instruktion, in der es heißt: „Es ist erlaubt, die Messe zum Volk hin zu feiern“. Doch das ist nur eine Erlaubnis, keine allgemeine Vorschrift! Mit Benedikt XVI. ist zu sagen, dass Vieles für die Zelebration »ad orientem«, nach Osten, spricht, von wo der Herr bei seiner Wiederkunft erwartet wird.

Aber es ist doch viel an *Volksfrömmigkeit* seit dem Konzil verloren gegangen. Hat das Konzil denn die frommen Andachten abgeschafft? Nein: „Die Andachtsübungen des christlichen Volkes werden sehr empfohlen,“ so das Konzil.

Und was ist mit den *liturgischen Regeln*? Hat das Konzil diese nicht abgeschafft und so für »liturgischen Wildwuchs« gesorgt? Auch das trifft nicht zu. Denn der Weisung des Konzils zufolge darf außer dem Papst und in bestimmten Fällen dem Bischof „niemand sonst, auch wenn er Priester wäre, nach eigenem Gutdünken in der Liturgie etwas hinzufügen, wegnehmen oder ändern“. Wenn Priester sich also über die liturgische Ordnung hinwegsetzen, zeigt sich darin nicht ihre Treue, sondern vielmehr ihr Ungehorsam gegenüber dem Zweiten Vatikanischen Konzil.

Aber der kultische Charakter der hl. Messe: Wurde nicht die *Anbetung* abgeschafft und die hl. Messe als reine Verkündigung interpretiert? Auch dafür findet sich im Konzil kein Anhalt: „Die heilige Liturgie [ist] vor allem Anbetung der göttlichen Majestät“, birgt aber „auch viel Belehrung für das gläubige Volk in sich“.

Und schließlich: Hat das Konzil nicht das *Latein* in der Messe abgeschafft und die Muttersprache als durchgehende Liturgiesprache eingeführt? Auch dieses Vorurteil trifft nicht zu: „Der Gebrauch der lateinischen Sprache soll in den lateinischen Riten erhalten bleiben, soweit nicht Sonderrecht entgegensteht. Da bei der Messe, bei der Sakramentenspendung und in den anderen Bereichen der Liturgie nicht selten der Gebrauch der Muttersprache für das Volk sehr nützlich sein kann, soll es gestattet sein, ihr einen weiteren Raum zuzubilligen, vor allem in den Lesungen und Hinweisen und in einigen Orationen und Gesängen gemäß den Regeln, die hierüber in den folgenden Kapiteln im einzelnen

aufgestellt werden.“ Das Latein bleibt also dem Konzil zufolge die Regel; die Muttersprache sollte vor allem bei Lesungen, Orationen und Gesängen verwendet werden. Demzufolge entspräche es dem Willen des Konzils, wenn in der hl. Messe das Gloria, das Credo, das Eucharistische Hochgebet und das Vaterunser grundsätzlich in lateinischer Sprache gebetet oder gesungen würde.

Man kann also festhalten: Das Zweite Vatikanische Konzil ist weder in der Frage der Religionsfreiheit noch in der Stellung gegenüber dem Islam noch in der Liturgie dem Zeitgeist gefolgt. Und vieles von dem, was man heute dem Konzil als angebliche Lehre unterstellt, hat bei genauerem Hinsehen rein gar nichts mit dem Konzil zu tun, ja widerspricht den Konzilsdokumenten sogar explizit.

6. Das II. Vatikanische Konzil widerspricht entschieden dem heutigen Zeitgeist und dem Synodalen Weg

Nachdem also dargelegt wurde, dass das Zweite Vatikanische Konzil klar in der Linie der kirchlichen Tradition zu deuten, also in einer „Hermeneutik der Kontinuität“ (Benedikt XVI.) zu interpretieren ist, wird umso deutlicher, wie sehr der heutige Zeitgeist und sein Wiederhall in den Beschlüssen des deutschen Synodalen Weges im Widerspruch zur Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils stehen. Dies sei an einigen Beispielen verdeutlicht:

a) Abendmahl und Kommunion

Während der Zeitgeist fordert (und bei ökumenischen Kirchentagen wird das stets debattiert), dass Christen unterschiedlicher Konfessionen sich gegenseitig zur Kommunion bzw. zum Abendmahl zulassen und »eucharistische Gastfreundschaft« pflegen sollten, lehrt das Zweite Vatikanische Konzil: Die „von uns getrennten Kirchlichen Gemeinschaften“, also z.B. die »Evangelische Kirche«, haben „nach unserem Glauben vor allem wegen des Fehlens des Weihesakramentes die ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit (substantia) des eucharistischen Mysteriums nicht bewahrt“.

Demzufolge wird ausschließlich in der katholischen Kirche (und den

orthodoxen Kirchen) in der heiligen Kommunion Jesus Christus mit Gottheit und Menschheit, Leib und Seele, Fleisch und Blut empfangen. Deshalb darf ein Katholik also auch niemals das evangelische Abendmahl empfangen. Er würde damit nicht nur gegen das Konzil handeln, sondern den katholischen Glauben verleugnen, demzufolge die Gültigkeit der Eucharistie einen gültig geweihten Priester voraussetzt, der die eucharistischen Wandlungsworte über Brot und Wein gesprochen hat.

b) Abtreibung

Dem Zeitgeist zufolge muss man in der Frage der Abtreibung einen Kompromiss finden zwischen dem Lebensrecht des Kindes und dem Selbstbestimmungsrecht der Frau. In diesem Sinne forderte die damalige Präsidentin des Synodalen Weges und nach wie vor amtierende Präsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Dr. Irme Stetter-Karp, „sicherzustellen, dass der medizinische Eingriff eines Schwangerschaftsabbruchs flächendeckend ermöglicht wird“. Und die „Caritas-Präsidentin Eva Maria Welskop-Deffaa schlägt im Streit um eine mögliche Neuregelung der Abtreibungsfrage eine unkomplizierte Übernahme der Kosten für einen Abbruch durch die Krankenkassen vor.“

Im eindeutigen Widerspruch dazu lehrt das Zweite Vatikanische Konzil: „Das Leben ist ... von der Empfängnis an mit höchster Sorgfalt zu schützen. Abtreibung und Tötung des Kindes sind verabscheuenswürdige Verbrechen.“

Man kann aber logischerweise nicht Abtreibung für ein „verabscheuenswürdiges Verbrechen“ halten und zugleich fordern, dass dieses Verbrechen „flächendeckend ermöglicht“ oder „unkompliziert durch die Krankenkassen finanziert“ wird. Die höchste Repräsentantin der katholischen Laien in Deutschland und die Präsidentin des Deutschen Caritasverbandes e. V. – der Präambel seiner Satzung nach „die von den deutschen Bischöfen anerkannte institutionelle Zusammenfassung und Vertretung der katholischen Caritas in Deutschland“ – widersprechen mit ihren Forderungen somit eindeutig dem Zweiten Vatikanischen Konzil sowie der beständigen Lehre der Kirche und sind dem Zeitgeist erlegen. Hier wird man leider von einer Verunklarung des



„Indem der Priester die hl. Messe feiert, macht er das Kreuzesopfer Christi gegenwärtig.“

Zeugnisses der Kirche für das Lebensrecht ungeborener Kinder sprechen müssen, was einen Skandal darstellt, der zu beseitigen ist. Denn die Kirche darf Abtreibungen in keinem Fall gutheißen oder gar fördern.

c) Atheismus

Der Synodale Weg behauptet: Die Kirche habe ihre „Haltung gegenüber ... dem Atheismus“ geändert. „Das Zweite Vatikanische Konzil hat eine deutlich andere Sprache gewählt als die Konzilien zuvor: sie grenzt nicht mehr ab bzw. aus oder spricht Verwerfungen aus“.

Dies ist die glatte Unwahrheit. Denn das Zweite Vatikanische Konzil lehrt: „Die Kirche kann, in Treue zu

Gott wie zu den Menschen, nicht anders, als voll Schmerz jene verderblichen Lehren und Maßnahmen, die der Vernunft und der allgemein menschlichen Erfahrung widersprechen und den Menschen seiner angeborenen Größe entfremden, mit aller Festigkeit zu verurteilen, wie sie sie auch bisher verurteilt hat“.

Der Beschluss des Synodalen Weges sagt hier ganz eindeutig die Unwahrheit und führt die Gläubigen mit der Behauptung falscher Tatsachen in die Irre. Es bleibt unverständlich, wie die Mehrheit der deutschen Bischöfe – allesamt studierte Theologen, denen die Texte des Konzils bekannt sein dürften – mit 41 Ja-Stimmen (71,93 %) bei 16 Nein-Stimmen und 2 Ent-



„Aus katholischer Sicht darf also der Mensch nicht tun und lassen, was er will, er ist nicht ‚autonom‘, also ‚selbst gesetzgebend‘. Vielmehr muss er den Geboten Gottes folgen.“

haltungen dieser unwahren Behauptung zustimmen konnte und der Text bis heute nicht revidiert wurde.

d) Autonomie

Dem Zeitgeist zufolge ist alles erlaubt, was möglich ist – Jeder muss demzufolge selbst entscheiden, was gut für ihn ist. Diese sogenannte »autonome Moral« wird schon seit Jahrzehnten von moraltheologischen Lehrstühlen doziert.

Das sieht das Zweite Vatikanische Konzil jedoch völlig anders: „Wird ... mit den Worten ‚Autonomie der zeitlichen Dinge‘ gemeint, dass die geschaffenen Dinge nicht von Gott abhängen und der Mensch sie ohne Bezug auf den Schöpfer gebrauchen

könne, so spürt jeder, der Gott anerkennt, wie falsch eine solche Auffassung ist. Denn das Geschöpf sinkt ohne den Schöpfer ins Nichts.“

Aus katholischer Sicht darf also der Mensch nicht tun und lassen, was er will, er ist nicht ‚autonom‘, also ‚selbst gesetzgebend‘. Vielmehr muss er den Geboten Gottes folgen.

e) Demokratie in der Kirche

Der Synodale Weg möchte die Hierarchie der Kirche aufbrechen zugunsten der Einführung von Demokratie: „Eine Veränderung der kirchlichen Machtordnung ist aufgrund einer eigenen kirchlichen Geschichte des Synodalprinzips, aufgrund demokratischer Entschei-

dungsprozesse in Orden und kirchlichen Verbänden und aus Gründen gelingender Inkulturation in eine demokratisch geprägte freiheitsstaatsrechtliche Gesellschaft geboten.“ Und auch die Einheit der drei Gewalten im Bischofs- bzw. Papstamt solle aufgelöst werden: „Um der Berufung des gesamten Gottesvolkes willen muss jene gewaltenmonistische Struktur überwunden werden, wonach Legislative, Exekutive und Judikative ausschließlich im Amt des Bischofs gebündelt sind.“

Ganz das Gegenteil davon lehrt das Zweite Vatikanische Konzil, indem es die hierarchische Ordnung der Kirche festschreibt: „An Gottes Stelle stehen sie [die Bischöfe] der Herde vor, deren Hirten sie sind, als Lehrer in der Unterweisung, als Priester im heiligen Kult, als Diener in der Leitung ... Wer sie hört, hört Christus, und wer sie verachtet, verachtet Christus und ihn, der Christus gesandt hat“. Und auch die Einheit der Legislative, Exekutive und Judikative im Amt des Bischofs bekräftigt das Konzil: „Die Bischöfe leiten die ihnen zugewiesenen Teilkirchen als Stellvertreter und Gesandte Christi durch Rat, Zuspruch, Beispiel, aber auch in Autorität und heiliger Vollmacht, die sie indes allein zum Aufbau ihrer Herde in Wahrheit und Heiligkeit gebrauchen ... Diese Gewalt, die sie im Namen Christi persönlich ausüben, kommt ihnen als eigene, ordentliche und unmittelbare Gewalt zu ... Kraft dieser Gewalt haben die Bischöfe das heilige Recht und vor dem Herrn die Pflicht, Gesetze für ihre Untergebenen zu erlassen [=Legislative], Urteile zu fällen [=Judikative] und alles, was zur Ordnung des Gottesdienstes und des Apostolats gehört, zu regeln [=Exekutive].“

Fazit: Das Konzil lehrt, dass Gott die hierarchische Ordnung in der Kirche festgeschrieben hat, sie also »göttlichen Rechts« ist – es kann daher in der Kirche keine Demokratie geben! Und auch die drei Gewalten der Legislative, Exekutive und Judikative sind auf Diözesanebene im Amt des Bischofs und auf Weltkirchenebene im Amt des Papstes gebündelt. Wer hingegen Demokratie in der Kirche einführen will, muss sich vom Konzil den Vorwurf machen lassen, Christus zu »verachten«. Wie kann man da verstehen, dass die große Mehrheit von 40 deutschen Bischöfen (74,07 %) diesem Text zugestimmt hat?

f) Berufung von Frauen als Priesterinnen

Der Synodale Weg fordert die Zulassung von Frauen zum Weihesakrament: „Seit Generationen wissen sich viele Frauen von Gott zum Diakoninnen- oder Priesterinnenamt berufen. Diesem inneren Wissen steht die äußere Erfahrung entgegen, dass sich diese Frauen in ihrer Berufung von der Kirche und ihren Amtsträgern nicht genügend ernst genommen, zum Teil gar missachtet erfahren. Die von der kirchlichen Lehre verordnete Einschränkung ihrer Lebens- und Berufungsmöglichkeiten empfinden sie als Unrecht, als Diskriminierung und Ausgrenzung.“ Und dann wird eine Forderung aufgestellt, die sich mit der Lehre der Kirche nicht vereinbaren lässt, aber eine Zustimmung der Bischöfe von 45 Ja-Stimmen (82 %, bei 10 Nein-Voten und 5 Enthaltungen) erhielt: „Über die Ämtervergabe darf künftig nicht mehr das Geschlecht entscheiden.“

Demgegenüber erklärt das Zweite Vatikanische Konzil, dass kein Mensch das Recht auf ein Amt oder eine Weihe hat, auch nicht ein Mann, sondern zum inneren Ruf im Herzen auch der äußere Ruf von seiten der Hierarchie kommen muss. Zudem erklärt das Konzil, dass nur Männer von den Aposteln das Dienstamt übernehmen konnten und an diese Regel auch die Nachfolger der Apostel, die Bischöfe, gebunden sind: „Die Apostel ... hatten ... Helfer im Dienstamt [und] ... übertrugen ... ihnen ... die Aufgabe, das von ihnen begonnene Werk zu vollenden und zu kräftigen. Sie legten ihnen ans Herz, achtzuhaben auf die ganze Herde, in welcher der Heilige Geist sie gesetzt habe, die Kirche Gottes zu weiden (vgl. Apg 20,28). Deshalb bestellten sie solche Männer und gaben dann Anordnung, dass nach ihrem Hingang andere bewährte Männer ihr Dienstamt übernehmen“.

Johannes Paul II. hat schließlich unfehlbar erklärt, dass die Kirche nicht die Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden. Daher ist die obige Forderung des Synodalen Weges inklusive der Mehrheit der deutschen Bischöfe nach dem Frauenpriestertum höchst problematisch, weil die Kongregation für die Glaubenslehre im Jahr 1995 erklärt hat, dass die Lehre über die nur Männern vorbehaltene Priesterweihe „eine endgültige Zustimmung“ fordert, weil sie „unfehlbar“ vorgetragen

worden ist und daher „immer, überall und von allen Gläubigen festzuhalten“ ist. Und im Jahr 1998 erklärte dieselbe Kongregation, dass diese Lehre „endgültig zu halten ist“ – de fide tenenda –, was zur Folge hat: „Wer sie leugnet, lehnt Wahrheiten der katholischen Lehre ab und steht deshalb nicht mehr in der vollen Gemeinschaft mit der katholischen Kirche“.

g) Mann und Frau – oder viele Geschlechter?

Wie sehr sich der Synodale Weg dem Zeitgeist angepasst hat, sieht man in dieser Thematik: „die überlieferte, verengte Geschlechteranthropologie in der kirchlichen Lehre [ist] zu überprüfen und sie unter Berücksichtigung des heute verfügbaren medizinischen, biologischen und (neuro-)psychologischen Wissens grundlegend weiterzuentwickeln. Trans- und Intergeschlechtlichkeit sind Realitäten, denen sich die Kirche stellen und die sie neu bewerten muss.“

Ganz anders die Lehre des Konzils: „Gott hat den Menschen nicht allein geschaffen: denn von Anfang an hat er ihn ‚als Mann und Frau geschaffen‘ (Gen 1,27); ihre Verbindung schafft die erste Form personaler Gemeinschaft“. „Derselbe Gott, der gesagt hat: ‚Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei‘ (Gen 2,28), und der ‚den Menschen von Anfang an als Mann und Frau schuf‘ (Mt 19,14), wollte ihm eine besondere Teilnahme an seinem schöpferischen Wirken verleihen, segnete darum Mann und Frau und sprach: ‚Wachset und mehret euch‘ (Gen 1,28)“.

Es bleibt also aus katholischer Sicht dabei: Es gibt ausschließlich zwei Geschlechter – Mann und Frau. Diesbezüglich gibt es auch keine neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse. Und die Ehe von Mann und Frau ist auf Fruchtbarkeit hin angelegt, so dass nur die Verbindung eines Mannes und einer Frau zu einer Ehe werden kann, die dann durch die Kinder zur Familie wächst.

h) Gelebte Homosexualität

Auch in dieser Frage weicht der Synodale Weg von der katholischen Lehre fundamental ab: „Verantwortete genitale Sexualität in Beziehungen zu einer anderen Person orientiert sich an der Achtung der Würde und der Selbstbestimmung, der Liebe und der Treue, der Verantwortung füreinander sowie den je spezifischen



„Gott segnete sie und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und vermehrt euch, bevölkert die Erde ...“ (Gen 1,28)

Dimensionen von Fruchtbarkeit. Sie vollzieht sich in Beziehungen, die auf Ausschließlichkeit und auf Dauer angelegt sind. Gleichgeschlechtliche – auch in sexuellen Akten verwirklichte – Sexualität ist damit keine Sünde, die von Gott trennt, und sie ist nicht als in sich schlecht zu beurteilen“.

Dies stellt einen fundamentalen Widerspruch zur Lehre des Konzils über Mann und Frau und ihre Berufung zur Ehe dar: „Die wahre Liebe zwischen Mann und Frau in der Ehe [hat] als hoher Wert Geltung ... Jene Akte ..., durch die die Eheleute innigst und lauter eins werden, sind von sittlicher Würde ... Jugendliche sollen über die Würde, die Aufgaben und den Vollzug der ehelichen Liebe am besten



„Die priesterliche Sendung ist nämlich gänzlich dem Dienst an der neuen Menschheit geweiht ...“

im Kreis der Familie selbst rechtzeitig in geeigneter Weise unterrichtet werden, damit sie, an keusche Zucht gewöhnt, im entsprechenden Alter nach einer sauberen Brautzeit in die Ehe eintreten können“.

Demzufolge hat praktizierte Sexualität ausschließlich in der Ehe von Mann und Frau ihren legitimen Ort. Eine liberale Sexualmoral, wie diese vom Synodalen Weg auch mit der Autorität der Mehrheit der deutschen Bischöfe als ethisch einwandfrei deklariert wird, steht im diametralen Widerspruch zur Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils.

j) Zölibat

Der Synodale Weg fordert die Aufhebung der Verknüpfung von Priesterweihe und Zölibat: „Wenn die Verpflichtung zum Zölibat das Zeugnis und die pastorale Aufgabe der Priester sowie die Sendung der Kirche und ihre Glaubwürdigkeit behindert, muss diese Regelung aufgehoben werden.“

Ganz im Gegenteil dazu erklärt das Zweite Vatikanische Konzil: „Der Zölibat ist ... in vielfacher Hinsicht dem Priestertum angemessen. Die priesterliche Sendung ist nämlich gänzlich dem Dienst an der neuen Menschheit geweiht ... Durch die Jungfräulichkeit und die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen werden die Priester in neuer und vorzüglicher Weise Christus geweiht; sie hängen ihm leichter ungeteilten Herzens an, schenken sich freier in ihm und durch ihn dem Dienst für Gott und die Menschen, dienen ungehinderter seinem Reich und dem Werk der Wiedergeburt aus Gott und werden so noch mehr befähigt, die Vaterschaft in Christus tiefer zu verstehen.“ Und das Konzil erklärt zudem, dass die um Christi willen gelebte Jungfräulichkeit sogar einen Vorrang vor der Ehe hat: „Die Alumnen [d.h. die Priesterkandidaten] ... sollen ... klar den Vorrang der Christus geweihten Jungfräulichkeit erkennen“.

Das Konzil folgt also nicht dem Zeitgeist und hält den Zölibat dem Priestertum gegenüber für sehr angemessen.

j) Priester – »Sacerdos« oder nur »Bevollmächtigter«

Man kann die folgende falsche Behauptung des Synodalen Weges schon also »äußerst frech« bezeichnen: „Nicht von ungefähr verwendet das Priesterdekret des Zweiten Vatikanischen Konzils konsequent nicht den Begriff Priester (»sacerdos«) für den Amtsträger, sondern »Presbyter« (Ältester, Bevollmächtigter).“ Und aus diesem behaupteten Befund zieht man dann den völlig falschen theologischen Schluss: „Damit wird ein sacerdotal-kultisches Amtsverständnis überwunden, das ... zu einer Neudeutung des Priestertums führte, die in der Darbringung des Messopfers dessen wichtigste Aufgabe fest schrieb.“

Auch in dieser Frage werden in den Beschlüssen des Synodalen Weges falsche Fakten behauptet. Denn das Priesterdekret des Zweiten Vatikanischen Konzils verwendet den Begriff »sacerdos« keinesfalls, wie behauptet wird, „konsequent nicht“, sondern vielmehr 62 mal! So heißt es im besagten Priesterdekret: „Jeder Priester [sacerdos] vertritt also, seiner Wehestufe entsprechend, Christus“. Es mahnt „alle Priester [sacerdotes] inständig, mit Hilfe der von der Kirche empfohlenen entsprechenden Mittel nach stets größerer Heiligkeit zu streben“. Es spricht vom „priesterlichen Amt“ [»sacerdotali officio«], von den „Priestern [sacerdotes] als Erziehern im Glauben“ sowie der Darbringung des eucharistischen Opfers als „vornehmliche [!] Aufgabe des Priesters [sacerdos]“.

Fazit: Die Beschlüsse des Synodalen Weges behaupten also hier die Unwahrheit und führen die Gläubigen damit in die Irre. Erschreckend dabei: Dem hier irrigen Synodaltext „Grundtext ‚Priesterliche Existenz heute‘“ stimmten 40 Bischöfe (76,92 %) zu und dem hier irrigen Synodaltext „Grundtext ‚Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche‘“ sogar 45 Bischöfe (81,82 %). Wieso stimmten 40 bzw. 45 deutsche Bischöfe, also die überwältigende Mehrheit, somit für diese unwahre Tatsachenbehauptung und widerriefen ihre Zustimmung bis heute nicht?

k) Quellen des Glaubens

Alle diese genannten theologischen Irrtümer des Synodalen Weges lassen sich wahrscheinlich dadurch erklären, dass er einen falschen hermeneutischen Schlüssel anwendet. Er behauptet nämlich: „Das Zweite Vatikanische Konzil ... [habe] neue Wege im Verständnis der Offenbarung gewiesen“. Es orientiere sich „an der Heiligen Schrift und an der Tradition; es setzt aber auch auf den Glaubenssinn des Volkes Gottes und auf die Zeichen der Zeit“. Diese vier angeblichen „Bezeugungsinstanzen“ – Schrift, Tradition, Glaubenssinn des Volkes Gottes, Zeichen der Zeit – werden als gleichrangig betrachtet und zum Ort der „Gegenwart Gottes“ erklärt, also letztlich als Offenbarungsquellen betrachtet.

Im Gegensatz dazu erklärt das Konzil: „Die Heilige Überlieferung und die Heilige Schrift bilden den einen der Kirche überlassenen heiligen Schatz des Wortes Gottes ... Die Aufgabe aber, das geschriebene oder überlieferte Wort Gottes verbindlich zu erklären, ist nur dem lebendigen Lehramt der Kirche anvertraut, dessen Vollmacht im Namen Jesu Christi ausgeübt wird. Das Lehramt ist nicht über dem Wort Gottes, sondern dient ihm, indem es nichts lehrt, als was überliefert ist, weil es das Wort Gottes aus göttlichem Auftrag und mit dem Beistand des Heiligen Geistes voll Ehrfurcht hört, heilig bewahrt und treu auslegt und weil es alles, was es als von Gott geoffenbart zu glauben vorlegt, aus diesem einen Schatz des Glaubens schöpft.“

Der Beitrag erscheint demnächst im Tagungsband der 31. Theologischen Sommerakademie, die vom 2. bis 5. September 2024 in Augsburg stattgefunden hat.

Stumpf, G. (Hrsg.), *Die katholische Kirche – Tradition und Aggiornamento (Berichtband 2024)*, Eigenverlag des Initiativkreises, Landsberg ca. 2025.

Es gibt also nicht vier Quellen des Glaubens, sondern nur zwei: Heilige Überlieferung und Heilige Schrift, die vom Lehramt der Kirche verbindlich ausgelegt werden; die „Zeichen der Zeit“ sind keine Offenbarungsquelle, und nicht alle „Taufsheinkatholiken“ sind unfehlbar.

7. Résumé

Das Aggiornamento – die Verheutigung – der kirchlichen Lehrverkündigung auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) war der Versuch, den Schatz des unveränderlichen Glaubensgutes der göttlichen Offenbarung den Menschen der modernen Zeit näherzubringen, ihren Glauben zu vertiefen, ihre Hoffnung zu stärken und ihre Liebe zu beleben. Das beinhaltet aber ausdrücklich keine Anpassung der Kirche an den Zeitgeist oder gar fundamentale Veränderungen des Wesens der Kirche. Das Konzil steht vielmehr in der Kontinuität der Lehre der Kirche und ist auch nur auf diesem Fundament in einer »Hermeneutik der Kontinuität« zu interpretieren.

Im Gegensatz zum Konzil erklärt der deutsche Synodale Weg (2019-2023) die sogenannten „Zeichen der Zeit“ – also letztlich den Zeitgeist – zum Ort „der heilsam-befreienden Gegenwart Gottes“ und erhebt sie neben Schrift und Tradition quasi zu einer weiteren Quelle göttlicher Offenbarung. Dadurch ergibt sich eine tiefe doktrinale Kluft zwischen den katholischen Lehren des Zweiten Vatikanischen Konzils und dem Synodalen Weg. Die Berufung der Beschlüsse des Synodalen Weges auf die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils erfolgt letztlich zu Unrecht, wie die obige Untersuchung gezeigt hat. Dass die genannten unwahren Tatsachenbehauptungen in den Synodenbeschlüssen auch von der überwältigenden Mehrheit der deutschen Bischöfe mit »Ja« abgestimmt und so beschlossen wurden, ist ein Skandalon, ein Ärgernis für die Gläubigen. Dieses dauert an, solange die Bischöfe die irrigen Behauptungen, denen sie namentlich zugestimmt haben, nicht korrigieren und die „Beschlüsse“ des Synodalen Weges nicht korrigiert werden.

Der Synodale Weg steht mit seiner Zeitgeistverliebtheit keineswegs in der Treue zum Zweiten Vatikanischen Kon-



„Es gibt also ... nur zwei [Quellen]: Heilige Überlieferung und Heilige Schrift, die vom Lehramt der Kirche verbindlich ausgelegt werden.“

zil, wie die synodalen Protagonistinnen und Protagonisten vielleicht meinen und nach außen den Anschein geben. Die Anhänger des Synodalen Weges sind vielmehr de facto entschiedene Gegner des Konzils, weil sie Lehren anhängen, die dem Konzil radikal widersprechen, und weil sie in den deutschen Synodenbeschlüssen dem Konzil sogar noch fälschlicherweise Lehren unterstellen, die ihnen vielleicht passen, die aber in Wahrheit das Gegenteil von dem sind, was das Konzil tatsächlich lehrt. Und so muss letztlich konstatiert werden: Wer getreu dem kirchlichen Lehramt an der Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils festhalten will, kann nicht zugleich den Beschlüssen des deutschen Synodalen Weges zustimmen, denn deren jeweilige Inhalte widersprechen einander. Wer trotzdem dem Synodalen Weg folgt, bricht damit zwangsläufig mit dem Konzil und mit der katholischen Lehre.

Die hier fehlenden Fußnoten erscheinen im Tagungsband 2024.

Tobias Lehner:

VERFOLGT UND VERGESSEN?

Solidarität mit den verfolgten Christen

gung, die Mitarbeitern von „Kirche in Not“ bei Informationsbesuchen in jenen Ländern erzählt wurden, in denen das einzige „Verbrechen“ der Christen darin besteht, Christus zu folgen.

Zahlreiche dieser Augenzeugenberichte sind eingeflossen in den Bericht „Verfolgt und vergessen?“, den „Kirche in Not“ Ende 2024 in einer Neuauflage vorgestellt hat. Der Bericht liefert für den Zeitraum von Sommer 2022 bis Sommer 2024 globale und regionale Analysen von Christen in 18 Ländern.

Der Befund ist ernst: In mehr als 60 Prozent der untersuchten Staaten haben die Menschenrechtsverletzungen gegen die Religionsfreiheit zugenommen. Diese Verletzungen betreffen nicht nur Christen, sondern auch Angehörige anderer Religionen.

ANGEFEINDET, UNTERDRÜCKT, ERMORDET

„Verfolgt und vergessen?“ stellt folgende Entwicklungen fest:

1. Das Epizentrum militanter islamistischer Gewalt hat sich vom Nahen Osten nach Afrika verlagert. In Ländern wie Burkina Faso, Mosambik oder Nigeria lösten islamistische Angriffe eine Massenmigration christlicher Gemeinschaften aus.

2. Christen werden verstärkt als „Staatsfeinde“ ins Visier genommen. Autoritäre Regime, zum Beispiel in China, Eritrea und im Iran, verschärften die repressiven Maßnahmen gegen Christen. Dies geschieht entweder im Namen eines religiösen Nationalismus oder des staatlichen Säkularismus/Kommunismus.

Erstmals im Bericht ist Nicaragua vertreten. Dort geht die Regierung unter Präsident Daniel Ortega und seiner Frau, Vizepräsidentin Rosario Murillo zunehmend gegen die Kirche vor: Bischöfe und Geistliche wurden ausgewiesen, kirchliche Organisationen verboten und ihre Einrichtungen geschlossen sowie das alltägliche kirchliche Leben stark eingeschränkt.

3. In anderen Staaten setzen staatliche und nichtstaatliche Akteure Gesetze zunehmend als Waffe ein, um Christen und andere Minderheiten zu unterdrücken. Wie „Verfolgt und vergessen?“ dokumentiert, wurden zum Beispiel in Indien im Berichtszeitraum mehr als 850 Christen inhaftiert.

4. Wiederholt finden sich im Bericht Schilderungen von Entführungen und Zwangskonversionen christlicher Frauen und Mädchen, zum Beispiel in Pakistan, oder abwertende Beiträge über Christen in Schulbüchern.

REGIONALE TENDENZEN UND BEISPIELE

AFRIKA

Die Lage der Christen in Afrika hat sich seit August 2022 verschlechtert, wobei die islamistischen Milizen zum Hauptgrund der Besorgnis geworden sind. Christen sind nicht die einzigen Opfer von bewaffneten Konflikten in diesen Regionen, aber sie sind in der Regel unverhältnismäßig häufig das Ziel der Angriffe.

Neben religiösem Extremismus sind weitere Faktoren für die Gewalt verantwortlich: konfessionelle und ethnische Differenzen, Konflikte um Land, mangelnder Zugang zu



VERFOLGT UND VERGESSEN? CHRISTENVERFOLGUNG NIMMT WELTWEIT ZU

„Wem es gelingt, uns zu töten, weiß, dass er als Held gefeiert wird.“ Bei einem geheimen Treffen mit einer Delegation von „Kirche in Not“ in Pakistan erinnerte sich die Christin Mariam Lal an die schrecklichen Ereignisse, die sich während ihrer Arbeit als Krankenschwester in einem pakistanischen Krankenhaus ereigneten. Zu dem Vorfall kam es, nachdem Mariam zur leitenden Krankenschwester des Krankenhauses ernannt worden war; Berichten zufolge waren die Kollegen wütend darüber, dass eine Christin diesen Posten erhalten hatte.

Eine wütende Menschenmenge griff Mariam (54) und ihre Kollegin Newosh Arooj (21) an und beschuldigte sie der Gotteslästerung. Dabei ging es um einen Aufkleber mit einem Koranvers, der beim Entfernen von einem Spind beschädigt worden war. Der Mob beschuldigte die beiden Krankenschwestern, den heiligen Text entweicht zu haben. Die beiden Frauen liefen Gefahr, ermordet zu werden, konnten aber mit Hilfe von Freunden fliehen. Mariam und Newosh erzählten „Kirche in Not“, dass sie sich seitdem verstecken und häufig den Aufenthaltsort wechseln, um nicht entdeckt zu werden.

Die Geschichte der beiden Krankenschwestern ist nur eine von vielen Fällen von Christenverfol-



Das Titelbild des neuen Berichts „Verfolgt und vergessen?“



Verkohlt es Kreuz nach einem Brandanschlag auf die Kathedrale von Managua/Nicaragua im Jahr 2020

Ressourcen, schwache nationale Regierungen, separatistische Bewegungen und Allianzen zwischen dschihadistischen Netzwerken und kriminellen Banden.

In **Burkina Faso** und **Mosambik** haben die anhaltenden islamistischen Aufstände dazu geführt, dass Tausende von Zivilisten getötet und Millionen vertrieben wurden. In beiden Ländern haben die Extremisten gezielt christliche Gemeinschaften ins Visier genommen, sie von ihren muslimischen Nachbarn getrennt und sie in vielen Fällen aus ihren Dörfern vertrieben.

In Burkina Faso haben die dschihadistischen Gruppen ihre Gebiete ausweiten können und kontrollieren nun etwa 40 Prozent des Landes. Christliche Frauen sind besonders von sexueller Gewalt durch Terroristen bedroht.

Im **Sudan** haben ein Staatsstreich im Oktober 2021 und seit April 2023 ein Bürgerkrieg alle bisherigen Fortschritte in Sachen Religionsfreiheit zunichtegemacht. Kirchengebäude wurden vom Mili-

tär beschlagnahmt und christliche Gemeinden von den Bürgerkriegsparteien direkt angegriffen.

Im Norden von **Nigeria** und im sogenannten „Mittleren Gürtel“ des Landes sind Boko Haram, der „Islamische Staat, Westafrikanische Provinz“ (ISWAP) und militante Aufständische aus der Ethnie der Fulani weiterhin aktiv. Obwohl das Ausmaß der Aktivitäten von Boko Haram im Vergleich zum vorangegangenen Überprüfungszeitraum zurückgegangen ist, verüben diese Gruppen regelmäßig Massaker und andere Gräueltaten, die sich insbesondere gegen Christen richten. Auch Entführungen von Kirchenmitarbeitern sind keine Seltenheit. Die Terroranschläge fallen häufig mit christlichen Feiertagen zusammen.

In **Eritrea** ist das autoritäre Regime für die Unterdrückung des Christentums und anderer Glaubensrichtungen verantwortlich. Es geht auf dem afrikanischen Kontinent am schlimmsten gegen die Religionsfreiheit vor. Kirchliche Aktivitäten werden routinemäßig behindert oder verboten und Mitglie-

der nicht genehmigter religiöser Gruppen ohne Gerichtsverfahren unter unmenschlichen Bedingungen inhaftiert.

NAHER UND MITTLERER OSTEN

Obwohl die islamistische Bedrohung größtenteils abgeklungen ist, leiden die Länder des Nahen Ostens noch immer unter den Folgen von Krieg und Terror, und die christliche Bevölkerung ist in einigen Gebieten zunehmend in ihrer Existenz bedroht.

In **Syrien** war die christliche Gemeinschaft unverhältnismäßig stark vom Bürgerkrieg betroffen. Lebten vor Beginn des Krieges 2011 noch mehr als 1,5 Millionen Christen im Land, so sind es heute nur noch 250 000. Im April 2024 erklärte der Apostolische Nuntius in Syrien, Mario Kardinal Zenari, dass jeden Tag 500 Christen Syrien verlassen.

Im **Irak** ist die christliche Bevölkerung während der Besatzung durch den IS stark zurückgegangen

und besteht derzeit aus unter 200 000 Menschen bei einer Bevölkerung von mehr als 41 Millionen – weniger als ein halbes Prozent. Diese schrumpfende Gemeinschaft ist erheblichem gesellschaftlichem Druck und Diskriminierung ausgesetzt, da die Konversion vom Islam zum Christentum immer noch gesetzlich verboten ist.

Christliche Konvertiten im **Iran** gehören zu den am stärksten angegriffenen Gruppen im Land. Sie werden als Kollaborateure des Westens wahrgenommen und beschuldigt, das islamische Regime des Irans zu untergraben. Viele christliche Konvertiten leben zunehmend im Untergrund, und die Evangelisierung bleibt illegal. Aufgrund von Kirchenschließungen und fehlender staatlicher Genehmigungen für den Bau neuer Kirchen haben sich iranische Hauskirchen ausgebreitet. Der Zugang zu offiziellen Kirchen wurde auf armenische und assyrische Christen beschränkt. Christliche Frauen und Mädchen hatten nach jenen jüngsten Unruhen verstärkt unter staatlicher Unterdrückung zu leiden, die durch den Fall der Muslima Mahsa Amini ausgelöst wurden. Amini kam zu Tode, nachdem sie wegen Verstoßes gegen die Vorschriften, die das Tragen von Kopftüchern für Frauen vorschreiben, verhaftet worden war.

Auch wenn sich die Lage der christlichen Gemeinschaft in **Ägypten**

etwas verbessert hat, gibt es für sie immer noch ernsthafte Probleme. Insbesondere kommt es zu Entführungen, Zwangskonvertierungen und -heiraten koptisch-christlicher Frauen und Mädchen. Es gibt Beweise sowohl für systematische Entführungen durch Banden als auch für Verschwörungen von Polizeibeamten, die sie als vermisst und nicht als entführt melden.

ASIEN

In vielen Ländern Asiens sind Christen eine Minderheit, was sie de facto zu Bürgern zweiter Klasse macht, die durch Diskriminierung und soziale Ausgrenzung gefährdet sind. In Ländern wie **Indien** und **Pakistan** kann diese Anfälligkeit zu Angriffen auf Einzelpersonen und Kirchen führen, so zum Beispiel im Februar 2024, als die „Grace Community Prayer Hall“ in Ramanagara im indischen Bundesstaat Karnataka in Brand gesteckt wurde.

In Bezug auf Pakistan äußerten sich UN-Experten besorgt über die Zunahme von Entführungen, Zwangsverheiratungen und -konversionen zum Islam von minderjährigen Mädchen und jungen Frauen aus dem Christentum, dem Hinduismus und dem Sikhismus.

Religiöser Nationalismus hat bei der Entstehung von Konflikten eine wichtige Rolle gespielt, da na-

tionalistische Hindutva-Gruppen in Indien und islamistische Hardliner-Gruppen wie TLP (Tehreek-e-Labbaik Pakistan) Minderheiten als Bedrohung für die Entwicklung des Mehrheitsglaubens sehen.

In Indien wird in der Hindutva-Rhetorik häufig betont, dass das Wachstum der Minderheiten die hinduistische Bevölkerung schwächt. Vor diesem Hintergrund ist eine militante Identitätspolitik die Hauptursache für Angriffe auf Christen und andere religiöse Minderheiten.

Der Autoritarismus des Staates ist ein weiterer Schlüsselfaktor für Unterdrückung, Diskriminierung und Verfolgung in der Region. In Ländern wie **Nordkorea** und **China** ist das Christentum aus Sicht des Staates ein „schädlicher ausländischer Einfluss“.

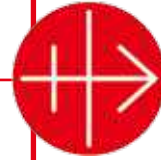
Der chinesische Vorstoß zur „Sinisierung“ (wörtlich etwa „Chinesischmachung“) der Religion ist weniger ein Versuch, den christlichen Gottesdienst in den lokalen Kontext zu integrieren, sondern zielt vielmehr darauf ab, die religiöse Lehre mit den Grundsätzen der Kommunistischen Partei in Einklang zu bringen. Geistliche, die sich weigern, den Patriotischen Vereinigungen (den offiziellen staatlichen religiösen Gruppen) beizutreten, werden ohne Gerichtsverfahren inhaftiert oder anderweitig sanktioniert.



Christen in Burkina Faso



Zerstörte Kirche in Syrien



Den Bericht „Verfolgt und Vergessen?“ von „Kirche in Not“ können Sie kostenfrei herunterladen unter: <https://www.kirche-in-not.de/informieren/verfolgt-und-vergessen/>

Ein gedrucktes Exemplar können Sie zum Preis von 1,50 Euro zzgl. Versandkosten bestellen unter: <https://www.kirche-in-not.de/shop/> oder unter Angabe der Bestellnummer 10379 bei: KIRCHE IN NOT, Lorenzstraße 62, 81545 München, Telefon: 089 / 64 24 88 80, E-Mail: kontakt@kirche-in-not.de.

Vietnam ist das einzige untersuchte Land, in dem „Verfolgt und vergessen?“ eine kleine Verbesserung feststellt. Die sozialistische Republik bemüht sich nach wie vor, sich von seiner autoritären Vergangenheit zu lösen: Auf der einen Seite wird über Religionsfreiheit gesprochen und versucht, die Registrierungsverfahren für religiöse Gruppen zu erleichtern. Andererseits gibt es gewaltsame Übergriffe auf christliche Gruppen in den Hochlandregionen. Die verbesserten Beziehungen zwischen dem Staat und der katholischen Kirche deuten jedoch auf den Wunsch nach einer positiven Entwicklung mit den religiösen Organisationen innerhalb der Zentralregierung hin.

Der Krieg in **Myanmar** stellt eine einzigartige Situation in der Region dar, da die Militärjunta nach dem Staatsstreich vom Februar 2021 Gewalt anwendet, um jede Opposition niederzuwerfen. Vor der Regierung von Aung San Suu Kyi führte die Junta eine Kampagne durch, die darauf abzielte, diejenigen, die nicht der Mehrheitsethnie oder dem Glauben angehörten, zum Gehorsam zu zwingen. Dabei wurden auch Kirchen angezündet, während buddhistische Pagoden unangetastet blieben. Dieses Mal, da der Staatsstreich der Junta im Februar 2021 Kritik aus dem gesamten religiösen Spektrum herangerufen hat, wurden die Gottes-

häuser aller Glaubensrichtungen ins Visier genommen.

FAZIT: „WENN IHR UNS NICHT HÖREN WOLLT, WER DANN?“

2024 war ein Wahljahr für fast 50 Prozent der Weltbevölkerung. Gewählt wurde das Europäische Parlament und auch in den USA, Frankreich und dem Vereinigten Königreich fanden Abstimmungen statt. 2025 stehen weitere wichtige Richtungsentscheidungen an, auch in Deutschland.

Seit Jahren werden Regierungen dafür kritisiert, dass sie bestenfalls Lippenbekenntnisse zur Notwendigkeit von Maßnahmen gegen die Verfolgung von Christen und anderen religiösen Minderheiten abgeben. Es ist unwahrscheinlich, dass die neu- oder wiedergewählten Regierungen Maßnahmen ergreifen, um der Verfolgung Einhalt zu gebieten, da sie in internationalen Angelegenheiten andere Prioritäten haben.

Die Notlage der Christen zu ignorieren, hieße jedoch, wie es der CNN-Reporter Robert P. George ausdrückte, „den Kanarienvogel im Kohlebergwerk zu übersehen, [dass] überall dort, wo Christen verfolgt werden, das Recht auf Religionsfreiheit für alle gefährdet ist. Wo immer sie schikaniert oder eingesperrt, inhaftiert oder diskri-

miniert, gefoltert oder ermordet werden, begehen oder tolerieren die Regierungen Missbräuche auch gegen andere.“

Für Organisationen wie „Kirche in Not“ ist die Notwendigkeit von Maßnahmen für verfolgte Christen eine Frage der grundlegenden Menschenrechte, aber es geht auch um etwas Persönliches. Es geht darum, mit unseren Brüdern und Schwestern in Christus solidarisch zu sein. Nachdem sich die „Kirche in Not“-Delegation in Pakistan von Mariam Lal und Newosh Arooj verabschiedet hatte, drehte sich einer ihrer Rechtsbeistände um und sagte: „Wenn ihr unsere Stimme nicht hören wollt, wer dann? Wir werden einfach vergessen werden.“ ○



Katholiken in China



Eine Christin mit ihrem Sohn in Indien

Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Antonio Carlos Tavares de Mello Stolzer Vater von 46 Kindern

Als Tonio 1990 zum ersten Mal in das Haus kommt, in dem er Lehrer für behinderte Kinder sein soll, nimmt ein kleiner Junge seine Hand und fragt, ob er nicht sein Vater sein will. Die Frage des Kindes lässt den jungen Brasilianer nicht mehr los. Nach einer Nacht in dem Haus, das ihm wie die Hölle scheint, fragt er Gott, wie er das erlauben könne. Die Antwort: Dann widme ihnen dein Leben, bleibe bei ihnen.

Tonio, wie seine später 46 adoptierten Kinder ihn liebevoll nennen, fragt seinen Bischof, was er tun soll. Er sagt, dass er an seiner Seite ist.

Antonio Carlos Tavares de Mello, der eigentlich Arzt werden will, kündigt seine Arbeit, zieht bei den Eltern aus, mietet ein Haus in Petropolis. Alexander, der Junge voller Sehnsucht nach einem Vater, und Marcelo und Miguel sind seine ersten Mitbewohner. Freunde, die wie er schon zuvor in freiwilliger Armut leben, helfen ihm bei der Pflege der Kinder. Es sind ebenfalls zölibatär lebende Leute, junge Priester, Familien. Die Gemeinschaft „Jesus Menino“, vom Kind Jesus, entsteht.

Die meisten ihrer verwaisten Kinder werden nie erwachsen werden. Sie werden im Gegensatz zu gesunden Kindern nie gehen, aber für die Gemeinschaft sind sie eine Gnade. Ihre Helfer beten mit ihnen, feiern an jedem Morgen mit allen, die nicht bettlägerig sind, die Heilige Messe, unterrichten sie so weit möglich und natürlich feiern sie wie in einer richtigen Familie alle Feste. Manchmal gibt es dreimal in der Woche einen Geburtstagskuchen. Denn nach und nach adoptiert Tonio 46 Kinder.

Einige wurden von ihren Eltern verlassen, manche haben unter massiver Gewalt gelitten, andere haben den Versuch, sie abzutreiben, mit schweren Behinderungen überlebt. Jean etwa: Seine Mutter nimmt immer wieder Abtreibungsspillen. Dann kommt ihr ungeliebtes Kind am Eingang eines Spitals zur Welt. Es hat fast kein Gehirn und wird wegen seiner Anenzephalie wohl sehr schnell sterben. Seine Mutter will es nicht sehen, es sei, sagt sie, nur ein Stück Fleisch. Eine Ärztin nimmt Kontakt zu Tonio auf. Er kommt, nimmt das Kind in den Arm und mit in sein Heim.

Heute ist Jean neun Jahre alt. Er ist schwerbehindert, aber er hat Gefühle, freut sich und lächelt, wenn jemand zu ihm kommt.

Auch Alexander ist für Tonio, der wie seine Helfer in diesen Kindern Jesus ehren will, ein Wunder. Alexanders Vater prügelt seine schwangere Frau halbtot. Sterbend fleht die Mutter die Ärzte an, ihr Kind gesund auf die Welt zu bringen. Sie stirbt noch während der Geburt, ihr Sohn ist wegen der Schläge blind. Er lernt deshalb nie zu lesen oder zu schreiben, aber er ist ein wunderbarer Sänger und Komponist. Er singt seine Melodien vor und andere schreiben die Noten auf. Heute ist Alexander fast 40 Jahre alt.

Die Gemeinschaft besitzt nun dank zahlreicher Spenden und dem Engagement hunderter freiwilliger Helfer ein Grundstück auf einem Berg nahe Rio de Janeiro, auf dem

zwölf Häuser entstanden sind, wo Kinder und Jugendliche gepflegt werden und eine neue Heimat gefunden haben. Zwei Psychologen und ein Priester begleiten die Gemeinschaft, denn die Pflege der teilweise bettlägerigen Kinder und der Tod bringt auch sie manchmal an



ihre psychischen Grenzen. Doch sie wollen für ihre Schützlinge wie Maria und Josef sein.

Auf drei Weltjugendtagen legt die Gruppe Zeugnis von ihrer Arbeit ab. Papst Johannes Paul II. und Papst Benedikt geben ihr ihren Segen.

Als Tonio gemeinsam mit Alexander verreisen will, braucht der eine Geburtsurkunde, um einen Pass beantragen zu können. Die Gemeinschaft nimmt Kontakt zu Alexanders Vater im Gefängnis auf. Er trifft ihn dort, spricht lange mit ihm und kann ihm schließlich verzeihen.

Mit einem Pass versehen und in Rom angekommen singt Alexander vor Papst Franziskus eines seiner wunderbaren Lieder. ■

Unsere Liebe Frau von Dachau

Die Marienstatue in einer Nische der Kapelle des Dachauer Karmels Heilig Blut ist so unscheinbar wie das Leben der Jungfrau Maria in Nazareth bis zur Begegnung mit dem Erzengel Gabriel. Doch bis zur Befreiung des Konzentrationslagers stand sie in der Kapelle des Priesterblocks. 1939 hatte der Breslauer Holzschnitzer E. Hoepker sie geschaffen. Bis heute wird sie verehrt unter dem Namen, den ihr die gefangenen Geistlichen gaben: „Unsere Liebe Frau von Dachau“. Sie stand zunächst in der Diözese Olmütz im Salvatorianer-Kloster Jägerndorf. Ab 1940 wurden alle Kleriker aus deutschen Konzentrationslagern nach Dachau in die Baracken des Priesterblocks verlegt. Anfang 1941 entstand dort auch eine Kapelle.

Ein intensives geistliches Leben entwickelte sich. Gefangenen, die die Kapelle nicht betreten durften, wurde die Kommunion heimlich unter Lebensgefahr herausgeschmuggelt. Trotz Verbots besuchten auch Häftlinge, die keine Geistlichen waren, täglich die Messe in der Kapelle. Doch es fehlte eine Marienfigur als Zentrum der Andacht. Die Statue aus Jägerndorf wurde 1943 ins KZ geschmuggelt – entweder in einem Sack unter einem Lastwagen gebunden oder in ein Paket verpackt. Sie stellt Maria auf der Flucht nach Ägypten dar, wie sie das göttliche Kind als Inbegriff allen Trostes an ihr Mutterherz drückt. Pater Johannes Maria Lenz schrieb in seinem Buch *Christus in Dachau*: „Wer zählt die Rosenkränze, die hier gebetet wurden! Noch mehr allerdings tagsüber bei der Arbeit. Heimlich nur, denn jahrelang war es sehr gefährlich, wenn untermals bei einer überraschenden Leibesvisitation ein Rosenkranz gefunden wurde“.

Der italienische Geistliche Don Liggeri erinnerte sich nach dem Krieg: „Durch das Gebet vor Unserer Lieben Frau von Dachau und das Gebet zu ihr wurden Schwierigkeiten des Lebens überwunden, der Geist befreit von allen Hindernissen und schlechten Bindungen. Blüten und Blumen wurden vor der Madonna niedergelegt, als Zeichen der Verehrung, Dankbarkeit und der Anbetung.“ Der französische Häftling Edmond Michelet, für den ein Seligsprechungsverfahren läuft, betonte: „Im Gebet und der Kontemplation vor der Jungfrau haben wir eine neue Bedeutung für unser Elend entdeckt. Der Hass war ent-



Die Statue „Unsere Liebe Frau von Dachau“ in der Kapelle des Karmels Heilig Blut.

waffnet, und danach haben wir auch gehandelt.“ Michelet gehörte zu den Förderern der Verehrung Unserer Lieben Frau von Dachau und wurde 1945 bis 1971 Minister in mehreren Ressorts der Regierung seines Landes.

Nach der Befreiung des Lagers kam die Statue zuerst in die Dachauer Stadtpfarrkirche St. Jakob, dann in die Kirche Hl. Kreuz und schließlich in den Karmel. Pater Lenz sah ihre Bedeutung nach dem Krieg so: „Kann man euer Dachauer Marienbild auch wirklich als Gnadenbild verehren? Ist es durch Wunder bestätigt? So fragte mich im Juli 1945 ein Priester in Bayern. Ganz gewiss! Ist nicht schon ihr Erscheinen in Dachau ein Wunder? Maria, der Schrecken der Hölle, in der Hölle des Lagers! All die Gottlosen konnten es nicht verhindern, dass die Königin des Himmels ihren Thron hier aufschlug.“ ●

Gerhard Stumpf:

SPRACHe UND KULTUR

Papst Franziskus zur lateinischen Sprache



Die Päpstliche „Akademie für die lateinische Sprache“ zeichnete zwei Preisträger aus, die sich mit der Bedeutung der lateinischen Sprache für die Kultur beschäftigten. Papst Franziskus formulierte in seiner Rede an die Preisträger und Vertreter der Akademie grundsätzliche Gedanken dazu. Der Leser stellt bei der Lektüre fest, dass viele, die nach hohen Ämtern in der Politik streben, kein Latein gelernt haben.

Hier Kernaussagen des Papstes:

„Die Lateinische Sprache ist ein Schatz des Wissens und Denkens, ein Schlüssel für den Zugang zu den klassischen Texten, die unsere Welt gestaltet haben. In ihr liegen die

Wurzeln der westlichen Zivilisation und in vielerlei Hinsicht auch unsere eigene Identität. Es handelt sich um eine Sprache, die Philosophie, Wissenschaft, Kunst und Politik einschließt und so stellt sie deren intrinsischen Wert als Mittel der Reflexion und des Dialogs unter Beweis, die in einer so zersplitterten Welt, wie der unseren notwendiger denn je sind ... Das Thema »De re publica« spornt uns an, die Grundlagen und Strukturen der Politik zu erkunden, indem wir über das Gemeinwohl und die Gerechtigkeit nachdenken. In Zeiten sozialer Instabilität hat die lateinische Tradition einen Wert, weil sie eine enge Verbindung zwischen der Öffentlichen Sache und den Grundprinzipien der Reflexion fördert. Wenn Politik mit Ehrlichkeit und Integrität betrieben wird, dann ist sie eine edle Kunst, eine Berufung zum Dienst an der Gemeinschaft und steht niemals im Dienst privater Interessen ...“

„Das Engagement des Denkens und die Kreativität, die der Kirche sehr am Herzen liegen, entspringen der Wiederentdeckung der Schön-

heit eines Wissens, das in der Lage ist, Herz und Geist zu formen, Brücken zu bauen und Mauern niederzureißen. In diesem Sinn kann die lateinische Sprache und damit das intellektuelle Erbe der Menschheit zu einem Instrument der Harmonie zwischen den Völkern werden sowie der Förderung der gegenseitigen Achtung und der Menschwürde beitragen (OR Nr. 46, S. 10).“

In politisch unruhigen Zeiten kann man durchaus einmal den römischen Philosophen, Redner, Juristen und Politiker Cicero fragen, was er uns über den Staat zu sagen hat.

Est igitur res publica res populi, populus autem non omnis hominum coetus quoquo modo congregatus, sed coetus multitudinis iuris consensu et utilitatis communione sociatus. Eius autem prima causa coeundi est non tam inbecillitas quam naturalis quaedam hominum quasi congregatio; non est enim singulare nec solivagum genus hoc, sed ita generatum, ut ne in omnium quidem rerum affluen[tia].



„Es ist also ein Staat die Sache des Volkes; Volk aber ist nicht jede beliebig zusammengewürfelte Anhäufung von Menschen, sondern der Zusammenschluss einer größeren Zahl, die durch eine einheitliche Rechtsordnung und ein gemeinsames Staatsziel zu einer Gesellschaft wird. Der primäre Antrieb zum Zusammenschluss ist weniger die Schwäche als die gleichsam natürliche Veranlagung dazu; denn der Mensch ist nicht als isolierter Einzelgänger, sondern so geschaffen, dass er nicht einmal im Überfluss an allem »ohne Sozialbindung existieren kann«“ (Übersetzung Gottwein).

Übertragen in unsere Zeit heißt das:

1. „Populus“ ist die Gesamtheit der zu politischem Handeln berufenen und verpflichteten Bürger (und nicht einzelner Gruppen oder Personen). „Populus“ bezeichnet also zunächst ohne ständische Differenzierung die Gesamtheit der (waffenfähigen) Bürger, die zusammen mit einer leitenden Institution (rex, senatus) die Gesamtheit eines verfas-

sungsmäßig strukturierten Gemeinwesens bilden. Die Verleihung der Staatsbürgerschaft durch eine Behörde allein genügt nicht. Es gehört das Bekenntnis zu diesem Gemeinwesen und das Mitwirken an staatstragendem Tun dazu.

2. Eine einheitliche Rechtsordnung muss dem Staat Beständigkeit verleihen. Was wir heute als Grundgesetz mit den fundamentalen Menschenrechten bezeichnen, erfordert die Zustimmung der Bürger, consensus iuris. In der Antike wurde die gesellschaftliche Ordnung durch Gesetze stabilisiert. Alle Gesetze müssen in der Gegenwart dem Schutz der Menschenwürde dienen, was leider nicht geschieht.

3. Nicht alles kann gesetzlich geregelt werden. Cicero verweist auf die Gemeinsamkeit im Nutzen. Wir sprechen vom Allgemeinwohl, das dem Aufbau und der Festigung des Staates dient. Aufstände und Kriege sind die schlimmen Früchte von Korruption und Machtmissbrauch.

4. Begründet wird die Notwendigkeit des Staates oft mit der Schwäche der Menschen. Cicero geht in seiner Argumentation tiefer. Die Menschen sind keine Einzelgänger. Jeder Mensch trägt in sich von Natur aus das Bedürfnis nach Gemeinschaft.

Die Kirche orientiert sich in ihren Sozialzyklen an den Ordnungsprinzipien für die Menschen und die menschliche Gesellschaft: Solidarität, Subsidiarität, Gemeinwohl, Personalität. Diese Prinzipien sind untrennbar mit dem Menschsein und mit der Menschenwürde verbunden. Es kann kein Recht auf Abtreibung und damit Tötung noch nicht geborener Kinder geben und es kann kein Recht auf Beihilfe zum Selbstmord geben. Die Menschenwürde wird auch dann missachtet, wenn das zur menschlichen Identität gehörende Geschlecht manipuliert wird.

Nach dem christlichen Glauben ist jeder Mensch als Ebenbild Gottes geschaffen. Als Ebenbild Gottes besitzt er eine unüberbietbare Würde. ♦

Folgen einer „woken“ Gesellschaft

„Die Rente als zentrale Sorge“ lautet die Überschrift eines Interviews der AZ (12.11.24) mit dem bayerischen Chef des DGB Bernard Stiedl. In diesem Interview werden „die politische Stabilität“, „die Wahl in den USA“, der „Mindestlohn“, das „Bürgergeld“, die „Schuldenbremse“ angesprochen, aber nicht warum die Rente zur „zentralen Sorge“ geworden ist. Die Ursache ist die zu geringe Zahl junger Menschen, welche die Lücken im Arbeitsmarkt ausfüllen könnten. Die demographische Katastrophe, konkreter die seit Jahrzehnten fehlenden Kinder unserer Gesellschaft! Deutschland ist mit Japan weltweit Schlusslicht in der Kinderzahl. Kein Wort über die Ursache davon. Kein Wort über die Familienpolitik, die Kinderreichtum benachteiligt. Die fehlende Kinderzahl kann beeinflusst werden – allerdings nur langfristig! – wie das Beispiel Ungarns zeigt.

In unserer „woken“ Gesellschaft darf man Ursachen einer Fehlentwicklung, die Menschen zum Nachdenken bringen, kaum mehr benennen, ohne anzuecken. Das ist die Folge von Wokeness, die die Wahrheit nicht mehr anspricht.

Was ist „woke“? Lt. Duden bedeutet „woke“: „In hohem Maß politisch wach und engagiert, insbesondere gegenüber rassistischer, sexistischer und sozialer Diskriminierung“. Diese Interpretation lässt sich auch für sprachlichen Imperialismus benutzen, wenn man Kritik abwehren möchte. Das gefährdet die Meinungsfreiheit! Nehmen wir das Beispiel Homosexualität. Die katholische Kirche sagt zu Homosexualität: „Homosexuelle dürfen nicht ungerecht zurückgesetzt werden“, aber auch, dass „homosexuelle Handlungen in sich nicht in Ordnung sind“ (KKK 2357 und 2358).

Hubert Gindert

Ungenauere Formulierung – Was soll erreicht werden?

Die Augsburger Allgemeine Zeitung (AZ) bringt am 15.11.24 die dpa-Notiz: „Abtreibung: Abgeordnete streben Legalisierung an“. Die Überschrift irritiert. Der Ausdruck „Abgeordnete“ könnte sich auf alle

Auf dem Prüfstand

Parteien beziehen. Es sind aber nur Abgeordnete von der SPD, den Grünen und von Leuten des Südschleswigschen Wählerverbands. Weiter heißt es: [Sie] „wollen eine Legalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen in den ersten drei Monaten“. Ein Antrag soll legalisiert werden, d.h. die Mehrheit im Bundestag erhalten und Gesetzeskraft erlangen. Die Abtreibung ist bereits legalisiert in Form des §218 des Strafgesetzbuches. Dort wird Abtreibung als „rechtswidrig“ bezeichnet. Denn sie verstößt gegen das Grundrecht des §2. Die Frau bleibt straffrei, wenn sie in den ersten 12 Wochen abtreibt und sich zuvor beraten lässt. Die Antragssteller wollen die Straffreiheit auf drei Monate ausdehnen, weil die gesetzliche Regelung nach ihrer Sicht „eine erhebliche Einschränkung der Selbstbestimmung, der persönlichen Integrität und der körperlichen Autonomie Schwangerer darstellt und ihrer körperlichen und seelischen Gesundheit Schaden zufüge“ (Qu. AZ 15.11.24).

Das Kind im Mutterleib abzutreiben ist keine Selbstbestimmung, sondern für das Kind eine Fremdbestimmung. Körperliche Autonomie bezieht sich nur auf die Frau selbst, aber nicht auf das Kind in ihrem Leib. Bei der Abtreibung wird verbal herumgetrickst, und die Wahrheit verschleiert, dass es sich um die Tötung eines wehrlosen Kindes handelt.

Hubert Gindert

Fühlen wir uns noch beheimatet?

Josef Schuster ist der Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland. In einem Interview mit der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ) vom 30.11.24 drückt er deutlich aus, dass sich die Juden in

Deutschland nicht mehr beheimatet fühlen: „Diese Entwicklung hätte ich mir im Albtraum nicht vorstellen können“. Er klagt dafür „allen voran die öffentlich-rechtlichen Fernsehsender an“.

Auch andere Deutsche sehen sich in ihrem eigenen Land teilweise nicht mehr beheimatet.

Die Präambeln der Verfassungen von Bundesländern und des Grundgesetzes geben Aufschluss, was den Verfassungsgebern wichtig war. So beginnt die Verfassung des Freistaates Bayern vom 2. Dezember 1946: „Angesichts des Trümmerfeldes, zu dem eine Staats- und Gesellschaftsordnung ohne Gott, ohne Gewissen und ohne Achtung vor der Würde des Menschen ... geführt hat ...“.

Beide Präambeln betonen die Bedeutung des Gottesbezugs, weil die vorausgehende Naziherrschaft ohne ihn ein „Trümmerfeld“ hinterlassen hat. Die große Mehrheit der Deutschen, ob gläubig oder nicht, konnte sich damals mit dieser Verfassung identifizieren.

Das Jahr 1948 brachte die Einführung einer stabilen Währung und den wirtschaftlichen Aufschwung.

Als Giuseppe Roncalli Papst Johannes XXIII. geworden war, spürte er mit dem einfühlsamen Sinn des ehemaligen Pfarrers, dass die Sprache der Kirche nicht mehr von den Leuten verstanden wurde. Johannes XXIII. berief ein Konzil ein. Er meinte, dass er damit den Kontakt und das Verständnis der Menschen mit der Kirche wieder herstellen könne. Das Konzil war mit seinem Tod noch nicht abgeschlossen. Sein Nachfolger Paul VI. setzte es fort und beendete es 1965. Das Konzil wurde von den Kommentatoren euphorisch begleitet. Es war von den vorhandenen Erwartungen erfüllt. Die Folge war jener Unterschied, den auch Joseph Ratzinger als den Unterschied zwischen den Konzilsbeschlüssen in der Synodenaula und den Kommentaren empfand. Als die Erwartungen an das Konzil ausblieben, wurden die Konzilsbeschlüsse nicht umgesetzt.

Drei Jahre nach dem Konzil brach die weltweite Kulturrevolution von 1968 aus. Sie zielte besonders auf die Befreiung der Frauen von Küche, Kinder und Kirche aus. Die Kinderzahl ging von da an zurück. Der ehemalige Richter am Bundesverfas-

sungsgericht Paul Kirchhof erkannte darin in einem Interview (Konradblatt 24/2024) die Bedeutung für die Zukunftsfrage jeder Gesellschaft. Die Entwicklung der Anti-Baby-Pille war Voraussetzung für diese Negativentwicklung. Es bleibt ein Ruhmesblatt für Papst Paul VI., dass er dem Drängen, auch vom Innern der Kirche, standgehalten hat und die Pille nicht als Möglichkeit der Familienplanung ansah.

Die enttäuschten Erwartungen der Gläubigen schlugen sich im Kirchenbesuch nieder: Er lag 1970 bei 37,4%. Das war ein Rückgang, verglichen mit 1950, um 13%.

In der Gesellschaft bestimmten Katholiken, was von der Lehre Jesu und der Kirche zunehmend für sie galt: Das Zusammenleben ohne Trauschein, Ehescheidung und die autonome Freizeitgestaltung nahmen zu. Das Auseinanderklaffen der Realität und der katholischen Lehre führte zu immer weniger Beheimatung in der Kirche. Die Teilnahme an der sonntäglichen Eucharistiefeier und am Gemeindeleben ging ständig zurück: 1980 auf 29,1%, 1990 auf 21,9%, 2000 auf 16,5%.

Auf die geringer werdende Beheimatung in der Kirche hat der Philosoph Josef Pieper in seinen Klärungsversuchen hingewiesen. Pieper belegt die Entwicklung in der katholischen Kirche in Deutschland als Folge des Konzils. Monika Born hat das „Gift der Entwicklung“ und den „Tiefsten Grund“, den Pieper dargelegt hat, aufgezeigt. Es sind dies vor allem

- Willkür in der Liturgie
- Unverständnis gegenüber dem Weihepriestertum
- Verlust des Glaubens an die Realpräsenz in der Eucharistie
- Verfremdung des Sakralcharakters von Kirchenbauten.

„Pieper stellt“, laut Monika Born, „nicht die Konzilsdekrete und die von Papst Paul VI. approbierte Liturgiereform in Frage“. Aber er erkennt, dass es „eine Grenze gibt“ und „dass Ehrfurcht nicht mehr [in heiligen Dingen] eingehalten wird“ ... Heiliges wird nicht mehr als „sakral, heilig oder geweiht angesehen und aus dem alltäglichen herausgehalten“ (z.B. profane Konzerte in Kirchen). Weil sich Gläubige bei diesen Fehlentwicklungen in ihrer Kirche nicht mehr beheimatet fühlen, nehmen sie oft weite Wege auf sich, um Gottesdiensten beiwohnen zu können.

Hinzu kommt, dass sich bei Fehlentwicklungen immer weniger Bischöfe finden, die ihre Stimmen dagegen erheben. Warum ist das so? Bischöfe legen bei ihrer Bischofsweihe neun Versprechen ab. An drei von ihnen soll hier erinnert werden:

„Bist du bereit, das Evangelium Christi treu und unermüdlich zu verkünden?“

Bist du bereit, das von den Aposteln überlieferte Glaubensgut, das immer und überall in der Kirche bewahrt wurde, rein und unverkürzt weiterzugeben?

Bist du bereit, am Aufbau der Kirche, des Leibes Christi, mitzuwirken und zusammen mit dem Bischofskollegium unter dem Nachfolger des Hl. Petrus stets ihre Einheit zu wahren?“ Was hindert die Bischöfe, sich an ihre Versprechen zu erinnern und der Feigheit aus dem Weg zu gehen? Es sind auch die vielen Organisationen, für die sie mitverantwortlich sind und die sie an die Welt binden. Papst Benedikt XVI. hat ihnen in seiner Rede am 25. September 2011 in Freiburg den Rettungsring zugeworfen. Dabei hat er ihnen gesagt: „Um ihrem eigentlichen Auftrag zu genügen, muss die Kirche immer wieder die Anstrengung unternehmen, sich

von dieser ihrer Verweltlichung zu lösen und wieder offen auf Gott hin zu werden ... Die geschichtlichen Beispiele zeigen: Das missionarische Zeugnis der entweltlichten Kirche tritt klarer zutage. Die von materiellen und politischen Lasten und Privilegien befreite Kirche kann sich besser und auf wahrhaft christliche Weise der ganzen Welt zuwenden, wirklich weltoffen sein“ ... Die Bischöfe haben diesen Rettungsring nicht aufgegriffen. Sie haben vielmehr mit dem „Synodalen Weg“ eine Richtung eingeschlagen, die sie noch enger an die Trends dieser Welt bindet. Die Christen, die an der Lehre Jesu und der Kirche festhalten wollen, fühlen sich immer weniger in einer solchen Kirche beheimatet. Die Zahl der Katholiken, die noch am pfarrlichen Leben teilnehmen, ist inzwischen auf etwa 6% gesunken. Nun kommen auf Christen wegen des Woke-Verständnisses in Teilen der Gesellschaft neue Gefahren hinzu. Das bringt Folgen für die Meinungsfreiheit, denen sie sich ungeschützt ausgesetzt sehen. Ein Beispiel mag das verdeutlichen: Der französische Privatsender CNEWS ist zu einer Strafe von 100.000 Euro verurteilt worden, weil er in einer Sendung am 25. Februar 2024 Abtreibung in einer Diskussionsrunde als „häufigste Todesursache weltweit“ beschrieben hat. Die Behörde „Arcom“ ging in ihrer Argumentation davon aus, dass „Abtreibung nicht als Todesursache dargestellt werden kann“. Grundrechte, die in den Eingangs zitierten Verfassungen als unverrückbar galten, gelten nicht mehr. Das ist der eigentliche Grund, dass sich Menschen, ob gläubig oder nicht, in Woke-Gesellschaften nicht mehr beheimatet fühlen. Der eigentliche Grund dafür ist, dass sich der Mensch an die Stelle Gottes gesetzt hat. *Hubert Gindert*

Spendenaufwurf

DER
FELS

Liebe FELS-Leser,

Bitte unterstützen Sie uns weiterhin ausreichend finanziell.

Der Fels Verein e.V. ist als gemeinnützig anerkannt, daher sind Spenden steuerlich abzugsfähig.

Ein herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen

Herzlichst Ihre Fels-Redaktion

Fotonachweise:

3, 5, 15, 19 privat; 4 By Photograph: Myrabella - Own work, Public Domain; 6 Alfons Zimmer; 7 gemeinfrei, wiki commons; 9 oben: Raymond Fobes, unten: Christine Olma; 10 Von Joseph Wannemacher, Gemeinfrei, commons.wikimedia.org; 11 Von Autor/-in unbekannt, Gemeinfrei, commons.wikimedia.org; 13, 16 By Lucas Cranach the Elder - 1. Cranach Digital Archive 2. Google Art Project, Public Domain; 14 By Il FilpoC - Own work, CC BY-SA 4.0; 17 unsplash: Josh Applegate; 18 unsplash: Father James; 21-23 © Kirche in Not; 23 rechts: © Ismael Martinez Sanchez/ Kirche in Not 24 keepo.io/jesusmenino/; 25 Selige Märtyrer von Dachau; 26-27 unsplash: Alan Liu-Si; 32 Selige Märtyrer von Dachau e.V.

Titelbildbeschreibung



Taufe Christi

In Triest (Italien) gibt es eine serbisch-orthodoxe Kirche, welche der Dreifaltigkeit und dem hl. Spyridon geweiht ist. Sie wurde von 1861 bis 1866 erbaut. Der Innenraum wird von einer Ikonostase beherrscht. An diese Trennwand ist rechts oben die „Taufe Christi“ gemalt, wohl um 1866.

Jesus steht im Jordan. Er ist nur mit einem Lendentuch bekleidet und hat seine Hände über seiner Brust gekreuzt. Auf einer Steinplatte, etwas erhöht, steht Johannes und gießt mit einer Muschel Wasser über das Haupt Jesu. Johannes trägt ein Kleid von Kamelhaaren (Mt 3,4; Mk 1,6), der rote Umhang findet hingegen in der Bibel keine Erwähnung, weist aber auf das Martyrium des Täufers hin. In der linken Hand hält Johannes einen Kreuzesstab. Oben vervollständigt die Taube, so wie es im Evangelium steht (Mk 1,10-11; Lk 3,22), das Bild.

Der Maler setzt Jesus und Johannes farblich und in der Haltung in einen Kontrast.

Die Darstellung ist gemäß der Ikonmalerei vorgegeben, nur geringe Änderungen sind möglich. Ohne die kyrillischen Schriftzeichen könnte man das Bild dem Nazarener Stil zuordnen. An eine klassische Ikone erinnert auch der goldene Hintergrund und ein wenig die frontale Stellung von Jesus. Der Jordan und das gegenüberliegende Ufer sind naturalistisch gemalt. Engel stehen mit Tüchern am Ufer und Jesus direkt unter der Taube in der Mittelachse. Dieses Bild ist ein gutes Beispiel eines Versuches Ende des 19. Jahrhunderts, orthodoxe Ikonmalerei mit damaliger italienischer Malerei zu verbinden.

Alois Epple

Bücher

Durch das ganze Jahr 2025

Der neue oberbairische Kalender 2025 ist wieder eine wahre Schatztruhe für alle Bayern-Liebhaber. Er bringt Farbreportagen über Feste und geschichtliche Veranstaltungen und Ankündigungen für kommende Veranstaltungen im Jahre 2025. Die Freude, die dem Leser aus den Texten entgegenstrahlen, kommt aus einer katholischen Grundhaltung, wie sie früher in Oberbayern und Tirol üblich war. Diesen Jahreskalender sollte man einfach haben.

Der Oberbairische Fest-Täg- und Alte-Bräuch-Kalender 2025, Seeshaupt 2024, 100 Seiten, Geheftet, 34×24 cm, ISBN 978-3-9822175-3-6, 18,50 Euro



Rose Hu: Mit Christus im chinesischen Straflager: Freude im Leiden; Taschenbuch 2024, 264 Seiten, ISBN 978-3964060778, Sarto Verlag, 14,80 Euro

„Herr, mach aus mir einen Wassertropfen“ Das Leben der Rose Hu

Geboren am 4. Mai 1933 als achttes Kind einer wohlhabenden Familie in Shanghai ließ sich Meiju Hu am 17. April 1949, wenige Monate vor Gründung der Volksrepublik China, christlich auf den Namen Rose taufen. Als Schülerin einer von den Herz-Jesu-Schwestern geleiteten katholischen Grund- und Hochschule erlebte sie ab 1950 unter der Herrschaft Mao Tse-Tungs die systematische Ausschaltung, Inhaftierung und Ausweisung politischer Gegner, allen voran der besonders verhassten ausländischen Missionare, mit. Bis zu Maos Tod im Jahr 1976 sollte der Siegeszug der Kommunistischen Partei Chinas im Zuge der Zwangskollektivierung der Wirtschaft

und der Großen Proletarischen Kulturrevolution seit 1966 so rund 70 Millionen Menschenleben kosten – die namenlose Bilanz des Schreckens im Namen einer Ideologie, die im Sinne von Karl Marx keine Religion als „Opium für das Volk“ zulassen kann. Trotz der wirtschaftlichen Öffnung zum Westen in den zurückliegenden Jahrzehnten, lässt die über 1,4 Milliarden Einwohner unumschränkt herrschende Partei, – davon auf dem Papier 45 Millionen, tatsächlich bis zu 100 Millionen Christen, – bis heute keinerlei Opposition zu. Einzig die 1957 von der Regierung zum Zweck der Isolierung der Kirche vom Vatikan gegründete Katholisch-Patriotische Vereinigung und der protestantische Chinesische Christenrat, gegründet im Jahr 1980, sind offiziell erlaubt. Eine Mehrzahl hält unerkannt als Hauskirchen im Untergrund unverbrüchlich am Glauben fest. Unter solchen Umständen dringt nur wenig über den Zustand der Kirche und die Situation der Christen im Land nach draußen.

Nach Abschluss des Chemiestudiums und wiederholten Versuchen der Um-erziehung wurde die zweiundzwanzig-jährige Rose als führendes Mitglied der 1921 in Irland gegründeten und 1951 in China als antirevolutionär verbotenen Laienorganisation Legion Mariens zum ersten Mal am 8. September 1955, zum zweiten Mal am 12. September 1958 verhaftet. Das Martyrium der Unbelehrbaren in Gefängnissen und Arbeitslagern mit Hunger, Durst, Folter und Erniedrigungen aller Art sollte sich über insgesamt 26 Jahre hinziehen. In dieser Zeit ließ sich Rose Hu, die 1989 in die USA

Bücher / Veranstaltungen

emigrierte, wo sie zum ersten Mal auf die ihr innerlich fremde nachkonziliare Glaubenspraxis traf. Deswegen schloss sie sich dem, vom Vatikan nicht anerkannten, Dritten Orden der Bruderschaft Pius X. an, allen Drohungen und Versuchungen zum Trotz, nicht von ihrem Glauben an einen liebenden Gott abbringen. Wie der sprichwörtlich Rote Faden durchzieht diese Liebe ihr ganzes Leben und die Lagerzeit, über die sie in ihrem nach Erkrankung an Brustkrebs verfassten Bericht in einer bewegend einfachen und klaren Sprache schreibt; – ein Spiegel der Harmonie wie die zwischen die 62 Kapitel ihres Leidenswegs eingestreuten Gedichte, in denen die Tiefe des Empfindens dieser wunderbaren und bescheidenen Frau in seiner ganzen Schönheit bildlich aufscheint.

Am 13. Oktober 2012, dem 95. Jahrestag der Erscheinung Mariens im portugiesischen Fatima, verstarb Rose Hu an den Folgen einer langjährigen Brustkrebserkrankung. Ihr Leben und ihr Glaube sind jedoch heute umso mehr notwendiges Zeugnis, da es sich auch und gerade an die Menschen im scheinbar freien, kapitalistischen Westen wen-

det, durch ihr stilles Beispiel dazu mahnend, in einer Welt des Konsums und Überflusses das Wesentliche nicht aus dem Blick zu verlieren.

In einem Geheimabkommen vom 22. September 2018 sicherte der Vatikan mit der chinesischen Staatsführung die gegenseitige Anerkennung von Bischofsweihen zu – der Vatikan hat ein hohes Interesse, mit seinen Gläubigen in engere Beziehung zu treten, was von dem über 90-jährigen Joseph Kardinal Zen in Hong Kong aber als Verrat an den Katakombenchristen angesehen wird. Noch immer leben im kommunistischen Überwachungsstaat China, dessen ausgeklügelte Methoden der Konditionierung durch Gesichtserkennung und Sozialpunktsysteme in erschreckendem Ausmaß zunehmend auch von westlichen Demokratien adaptiert werden, rund 4 Millionen unter menschenverachtenden Bedingungen in Arbeits- und Umerziehungslagern. Hierüber sollte uns auch das nach außen freundliche Gesicht des wirtschaftlichen Giganten bei aller Faszination für die Kultur und Tradition des Reichs der Mitte keineswegs hinwegtäuschen.

Dr. Bernhard Grün

Gebetsstätte Marienfried



SÜHNENACHT

Sa 04.01. 20:00 Uhr
Heilige Messe P. Georg Gantioler FSO

LOBPREISABEND

Do 16.01. ab 18:30 Uhr

EXERZITIEN

„Der PAGE – ein Helfer, Probleme vor Gott zu bringen“ mit Pfr. Stefan Eisert
Do, 23. Januar 2025, ab 18:00 Uhr bis So, 26. Januar 2025, bis 13:00 Uhr

www.marienfried.de

Maria Vesperbild



Fatimatage

Fatimapilgertage

an jedem 13. eines Monats: 10.15 Uhr: feierl. Pilgeramt

- 11.15 Uhr: Erneuerung der Weihe an das Unbefleckte Herz Mariens
- 11.30 Uhr: Weihe von Andachtsgegenständen in der Anbetungskapelle
- 14.50 Uhr – 15.10 Uhr: Beichtgel.
- 15.00 Uhr: Fatimagebetsstunde
- 18.40 Uhr: Rosenkranz, sakr. Segen
- 19.15 Uhr: Hl. Messopfer

Mehr unter www.maria-vesperbild.de

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Januar 2025

FÜR DAS RECHT AUF BILDUNG

Beten wir für Migranten, Flüchtlinge und von Kriegen betroffene Personen, dass ihr Recht auf Bildung, das für den Aufbau einer besseren Welt notwendig ist, immer respektiert wird.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Peter C. Düren
Mittleres Pfaffengäßchen 11
86152 Augsburg
- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Klemens Hogen-Ostlender
St.-Sebastianus Str. 11
59955 Winterberg
- Tobias Lehner KIRCHE IN NOT/
Ostpriesterhilfe Deutschland e. V.,
Lorenzonstr. 62, 81545 München
- Gerhard Stumpf
Nordfeldstr. 3, 86899 Reisch
- Pastoralreferent Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum
- Ursula Zöller
Karlstr. 3, 63793 Aschaffenburg

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Raiffeisenlandesbank Oberösterreich, Fels e.V.,

IBAN: AT28 3400 0079 0449 2807 BIC: RZ00AT2L

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

DER FELS 4215

PVSt/Entgelt bezahlt/DPAG
Fels-Verein e.V., Auslieferung
Postfach 11 16
86912 Kaufering



Józef Stepniak Als „S“ an die Reihe kam ...

Schon nach dem Abschluss der Grundschule verspürte Józef Stepniak das starke Verlangen, Kapuziner zu werden. 1931 begann er mit 19 Jahren sein Noviziat im Kloster in Nowe Miasto und nahm den Ordensnamen Florian an. Nach den Studien der Philosophie und der Theologie wurde er zum Priester geweiht und anschließend an die Theologische Fakultät der Katholischen Universität Lublin geschickt, um dort seine Kenntnisse der Heiligen Schrift zu vertiefen. Einer seiner Kommilitonen, Frater Cajetan Ambrozkiewicz, hatte ihn im Studium folgendermaßen beschrieben: „Eine heilige Seele. Er war fest, aufrichtig und fröhlich und schon ein bisschen anders als der Rest von uns, die immer mit unseren Köpfen in den Wolken hingen.“

Bei Ausbruch des Krieges am 1. September 1939 war Florian Stepniak in Lublin. Wegen der Verfolgungen durch die Nationalsozialisten versteckten sich viele Geistliche, und es gab niemanden, der die Toten begraben

konnte. Mit großem Mut widmete sich Pater Florian dieser Aufgabe, getreu seinem Weihemotto „Wir sind bereit, Dir nicht nur das Evangelium, sondern unser Leben zu geben.“ Trotzdem konnte er nicht lange in Lublin bleiben. Am 25. Januar 1940 verhaftete die Gestapo ihn und die anderen Kapuziner. Mit Mitbrüdern wurde er am 18. Juni 1940 in das KZ Sachsenhausen gebracht und am 14. Dezember 1940 ins Konzentrationslager Dachau. Seine Mitgefangenen nannten ihn dort „geistlicher Vater des Todestrakts“ und „Sonnenschein des Lagers“.

Zu den Leiden durch ständigen Hunger kam Krankheit hinzu. Im Sommer 1942 kam Pater Florian ins Lagerkrankenhaus. Nach einigen Wochen wurde er wieder entlassen, jedoch nicht in seinen Block zurückgebracht, sondern als „Rekonvaleszent“ in den „Invalidenblock“ verlegt. Ein dortiger Mitgefangener, Pater Cajetan Ambrozkiewicz, erinnert sich so an ihn: „In unserer unglücklichen Baracke war er wie ein

Sonnenstrahl. Einer, der nicht im Lager war, wird es nie verstehen, was für solche noch lebende Skelette, die nur noch auf den Tod warten, ein gutes und tröstendes Wort bedeutet, gerade wenn dieses Wort von einem Kapuziner kam, der keine Angst vor dem Tod zeigte, sondern seine Hände mit derselben Liebe zu ihnen ausstreckte, wie der heilige Franziskus, als er in der letzten Stunde seines Lebens das Lied von Bruder Sonne und Bruder Tod sang.“

Gruppen von Häftlingen wurden für den Transport in die Tötungsanstalt Hartheim bei Linz alphabetisch ausgewählt. Als die Reihe an den Buchstaben „S“ kam, wurde auch Florian Stepniak auf einen „Invalidentransport“ geschickt und starb am 12. August 1942 in der Gaskammer. Seine Eltern erhielten die Mitteilung, ihr Sohn sei an Angina gestorben. Florian Stepniak wurde 1999 mit 107 weiteren polnischen Märtyrern des Nationalsozialismus von Papst Johannes Paul II. heiliggesprochen.

Klemens Hogen-Ostlender